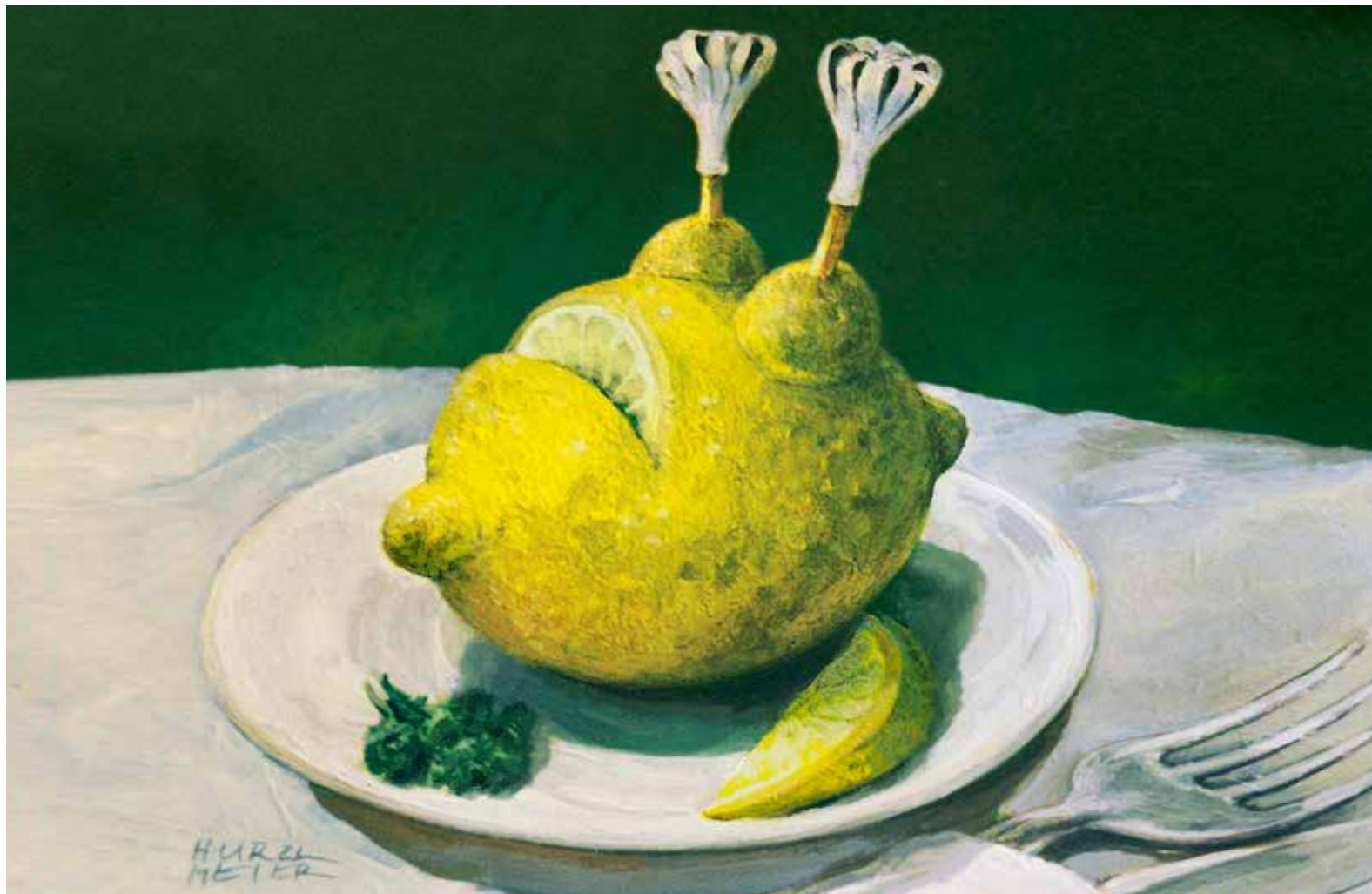


DIE WELTWOCHEN



Veganes Essen macht dumm

Und es verwandelt uns in Kannibalen.

Udo Pollmer

Kunstliebhaber Berset

Der abseitige Geschmack des Gesundheitsministers. *Christoph Mörgeli*



Naef

Rohrinnensanierungen | Das Original

GROUP | Schweizweit führend seit 1985



ROLEX

SEA-DWELLER

Die Sea-Dweller wurde für Aquanauten entwickelt, die sich mehrere Wochen in Überdruckhabitaten unter Wasser aufhalten. Ausgestattet mit einem Heliumventil, leistet diese ultrasensitive Taucheruhr bis heute ihren Beitrag zur Erforschung der Hydrosphäre.

#Perpetual

BEYER

Zürich seit 1760 · Uhren & Juwelen
Bahnhofstrasse 31 · 8001 Zürich · Tel +41 (0)43 344 63 63
beyer-ch.com



OYSTER PERPETUAL SEA-DWELLER



SEBA, die Bank für die New Economy

Haben Sie genug von Negativzinsen?

Profitieren Sie mit dem Festgeld-Konto der SEBA Bank von attraktiven Konditionen und sagen Sie Negativzinsen “Goodbye”.

- ✔ 0.5% Zins bei einer Einlage bis zu CHF 500'000* oder EUR 500'000* und 1.0% Zins bei einer Einlage bis zu USD 500'000*
- ✔ **Gebührenfrei, einfach und schnell**
 - Kontoeröffnung und -führung
- ✔ **Gratis**
 - SEBA Card und Krypto Wallet
- ✔ **Als regulierte Schweizer Bank bieten wir Ihnen:**
 - einen bequemen Zugang zur Welt der digitalen Assets
 - das breite Serviceangebot einer traditionellen Bank
 - die Verwaltung und Verwahrung von traditionellen und digitalen Vermögenswerten nach den höchsten Sicherheitsstandards

Das Festgeld-Konto ist ein Angebot für professionelle Kunden, die in der Schweiz domiziliert sind. Wollen Sie mehr erfahren oder direkt onboarden?

Wir beraten Sie gerne:
SEBA Bank AG
Kolinplatz 15 in 6300 Zug
041 552 43 03
festgeld@seba.swiss



* Für Festgelder und Beträge über CHF 500'000 bieten wir ebenfalls attraktive Zinssätze; kontaktieren Sie unsere kompetenten Berater unter 041 552 43 03 oder per Email an festgeld@seba.swiss

RECHTLICHER HINWEIS

Als Mitglied der esisuisse sind Kundengelder bei Banken und Wertpapierhäusern in der Schweiz bis zu CHF 100'000 gesichert. Diese Publikation dient nur zu Informationszwecken und richtet sich ausschliesslich an professionelle Kunden gemäss Art. 4/5 FIDLEG und stellt weder eine Empfehlung zum Erwerb von Finanzprodukten noch eine Offerte oder Einladung zur Offertstellung dar und ist kein Research. SEBA Bank AG behält sich das Recht vor, dieses Angebot ohne Ankündigung zu limitieren. Alle Angaben sind ohne Gewähr. Eine Wiedergabe – auch auszugsweise – von Artikeln und Bildern ist nur mit Genehmigung von SEBA Bank AG gestattet. Jegliche Haftung für unverlangte Zusendungen wird abgelehnt.
© SEBA Bank AG, Kolinplatz 15, 6300 Zug.
2021 Alle Rechte vorbehalten.

Hurra, wir leben noch

An der Justinianischen Pest (541–542) starben 55 Prozent aller Menschen in Europa, in Nordafrika und im Nahen Osten.

Als der Schwarze Tod von 1347–1351 in Europa wütete, fanden 39 Prozent der Leute den Tod.

Die 1520 eingeschleppten Windpocken vernichteten bis heute 93 Prozent der indigenen Bevölkerung in Nord- und Südamerika.

Die Spanische Grippe, die eigentlich aus den Vereinigten Staaten kam, raffte zwischen 1918 und 1919 2,4 Prozent der Weltbevölkerung dahin.

Seit 1980 starben 0,7 Prozent der Menschen weltweit an einer Infektion mit der Immunschwächekrankheit Aids.

Die Zahl der Covid-Toten beziffert die britische Zeitung *Financial Times* auf 0,03 Prozent der Weltbevölkerung. Drei Zehntausendstel. 99,97 Prozent überleben.

Da sind wir ja gerade noch einmal davongekommen. Hurra, wir leben noch.

Die Tragik ist, dass es die Politiker genau so sehen. Sie halten es für ihr Verdienst, dass Sie diesen Artikel überhaupt noch lesen können.

Sie glauben wirklich, dass sie uns alle gerettet, das Gesundheitswesen vor dem Untergang und die Schweiz vor dem Aussterben bewahrt haben.

Für mich ist die Corona-Politik ein Verbrechen, der gefährlichste Verhältnisblödsinn in der Geschichte der Menschheit.

Das Virus kann für alte und vorerkrankte Menschen gefährlich sein, aber nichts rechtfertigt die konfuse Überreaktionen der Regierenden.

Die Wirtschaft geht kaputt. Millionen verlieren ihre Arbeit. Kinder verdummen. Suizide, Gewalt und Drogenmissbrauch nehmen zu.

Das Opium des Sozialausbaus treibt Millionen in die Abhängigkeit des Staates. Immer mehr Branchen hängen an der Nadel. Freiheit und Eigenverantwortung sterben.

Kürzlich unterhielt ich mich mit einem Chirurgen. Er ist der Meinung, dass man die Regierungen vor ein internationales Gericht stellen sollte, auch den Bundesrat.

Nicht einmal während der fürchterlichsten Pestwellen im Mittelalter haben sie die Gesunden eingesperrt, um die potenziell Kranken zu schützen.

Wenn die Masken nützen, warum haben wir einen Lockdown? Wenn ich eine Maske trage und die Maske schützt, was stört es mich, wenn der andere keine Maske trägt?

Die Zürcher Stadtpräsidentin Corine Mauch nennt die Maske eine erzieherische Massnahme. Sie erinnere uns daran, dass Covid eine gefährliche Krankheit sei.

Dieser Satz sagt eigentlich alles. Wir sind Teil eines staatlichen Erziehungs- und Umerziehungsprogramms. Getestet wird unsere Fähigkeit, die Freiheit aufzugeben.

Masken entmenschlichen. Sie rauben den Leuten das Gesicht. Masken sind ein Maulkorb. Sie machen aus Bürgern Untertanen.

Alain Berset und sein Bundesamt des Grauens (BAG) wollen auch nach der Impfung Maskenpflicht.

Der einzige Lichtblick ist womöglich die Inkompetenz unserer Regierung. Nicht ausdenken, was ein wirklich effizienter Bundesrat mit seiner Verwaltung alles angerichtet hätte.

Schlimmeres ist uns nur deshalb erspart geblieben, weil die dezentral organisierte Schweiz auf die oberste Führungsstufe eher führungschwaches Personal delegiert.

Andererseits: Eine fähige Regierung hätte den Mut gehabt, dem weltweiten Herdentrieb zu

widerstehen. Sie hätte dem Virus nicht die Schweiz geopfert.

Natürlich gibt es die Schweiz noch. Zerstört aber wird die Schweiz, wie wir sie kennen: Freiheit, Eigenverantwortung, ein Staat und eine Regierung, die sich zurückhält.

Schwächer als die Politiker sind nur die Journalisten. Die *Weltwoche* leistete von Beginn weg Widerstand, aber wir waren zu brav.

Es geht weiter. Fortan will der Bundesrat alle Schweizer regelmässig durchtesten wie eine grosse Rinderherde. Wer hängenbleibt, wird weggesperrt, auch wenn er gesund ist.

Auf den Test-Wahn folgt die Impfhysterie, das grösste Menschheitsexperiment der Geschichte. Hoffen wir, dass die Impfstoffe so gesund sind, wie alle behaupten.

Ich bin nicht gegen das Impfen. Ich bewundere die Forscher, aber ich frage mich, ob in so kurzer Zeit wirklich alle heiklen Fragen geklärt worden sind. Zweifel mehren sich.

Mittlerweile regieren die Behörden in unsere Körpersäfte hinein. Ich verstehe jeden, der hier aus politischen, religiösen oder medizinischen Gründen nicht mitmacht.

Das Virus ist für die meisten ungefährlich. Die Massenimpfung braucht es nicht. Die Politik setzt die Bevölkerung unnötigen Risiken aus. Pharmafirmen verdienen Milliarden.

Schon will man bürgerliche Freiheitsrechte an die Impfung knüpfen. Nur wer sich den Schuss setzt, soll am öffentlichen Leben teilnehmen.

In Bern haben sie jedes Augenmass verloren. Alain Berset und sein Bundesamt des Grauens (BAG) wollen die Maskenpflicht auch nach der Impfung.

Es könnte ja sein, dass irgendwo da draussen noch jemand ist, der sich mit dem Erreger ansteckt. Bertschs Covid-Nulltoleranz vollendet den linken Traum der Staatsallmacht.

Noch nie war es wichtiger, dass alle Bürgerlichen, alle Rechten, alle Konservativen und alle echten Liberalen zusammenstehen.

Sie sollten sich verbünden gegen die Raserei einer Politik, die sich auf einem Kreuzzug befindet gegen ein Virus, das 99,97 Prozent der Menschen überleben.

Wer glaubt, sein Haus stürzt ein, weil im Dach ein kleiner Riss ist, hat eine gestörte Wahrnehmung. Es ist überfällig, aus der gestörten Covid-Wahrnehmung auszusteigen. R. K.

Arthrose-Drama mit Happy-Hand.

Handchirurgie. Eines der Fachgebiete in Ihrer Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. pyramide.ch

Spitze für Sie.



Tito Tettamanti über Klaus Schwabs Schwindel-Kapitalismus, Kunstliebhaber Berset, Post-Lockdown Kolumbien, Markus Blocher, Esther Vilar

Persönlichkeiten wie WEF-Gründer Klaus Schwab und Papst Franziskus wünschen sich einen besseren Kapitalismus. Was ist davon zu halten? Wenig bis nichts, findet der Schweizer Unternehmer Tito Tettamanti. In seinem Essay spricht er von einem Schwindel. **Seite 28**

Im letzten Jahr hat die Öffentlichkeit Alain Berset fast nur als Gesundheitsminister wahrgenommen. Als oberster Schirmherr der Künste trat er allenfalls mit grosszügigen Zahlungen à fonds perdu an die Kulturschaffenden in Erscheinung. Die *Weltwoche* geht der Frage nach, wo die persönlichen Vorlieben Bertsers in bildender Kunst, Literatur, Film und Musik liegen. Dass er gerne zwei- oder vierhändig Klavier spielt und sich auf dem roten Teppich bei Filmfestivals wohlfühlt, ist bekannt. Überraschender hingegen fällt der Befund bei den künstlerischen Fotografien aus, die dem Kulturminister auf Instagram gefallen – da findet sich Verstörendes weit abseits vom Mehrheitsgeschmack. **Seite 30**

Die Regierung Kolumbiens hat dem Land einen der weltweit härtesten und längsten Lockdowns verordnet. Mit geringem Erfolg. Dann waren die öffentlichen Kassen leer und die Popularität der Regierung stürzte ab. Jetzt ist das südamerikanische Schwellenland fast komplett geöffnet. Trotzdem sinkt die Zahl der Infektionen. Wirtschaftsredaktor Florian Schwab hat im trendigen Medellín die ver-

botenen Früchte der Freiheit und den besten Kaffee der Welt probiert. **Seite 39**

Der Chemieunternehmer Markus Blocher ist normalerweise im Aargau in einem traditionsreichen Fabrikgelände tätig, aber in den vergangenen Monaten ist seine Firma Dottikon ES plötzlich an vielen Bildschirmen erschienen. Sein Unternehmen wurde zum Bö-

senstar, wer vor einem Jahr seine Aktien gekauft hat, hat heute fast den vierfachen Wert in der Hand. Hinter dem glanzvollen Aufstieg stehen lange Jahre Vorarbeit, Ausdauer, Leiden und eine unablässige Suche nach neuen Produkten für die Kunden. Unwillkürlich kommt die Frage auf, wie sich Markus Bloschers Firma im Vergleich mit der Ems-Gruppe seiner Schwester Magdalena Martullo-Blocher schlägt. Eines ist klar: Markus Blocher ist einen eigenwilligen, originellen Weg gegangen. **Seite 40**

Exakt ein halbes Jahrhundert ist vergangen, seit die Frauen in der Schweiz zu mündigen Mitbürgerinnen erklärt wurden und das allgemeine Stimm- und Wahlrecht erhielten. 1971 war allerdings auch das Jahr, in dem die Schriftstellerin Esther Vilar mit ihrem Weltbestseller «Der dressierte Mann» den Feminismus auf den Kopf stellte. In ihrer selbstverschuldeten Unmündigkeit, so Vilars These, hätten sich die Frauen bequem eingerichtet, sie hätten kein Interesse, etwas daran zu ändern; die feministische Opferlehre zementierte die weiblichen Privilegien und lenkte von der Realität ab, in der die Männer die Ausgebeuteten seien. Was ist davon im Rückblick zu halten? Redaktor Alex Baur hat die bisher unbekannte Biografie der gebürtigen Argentinierin aufgearbeitet, und er kam dabei zum Schluss: Vilar ist heute noch so aktuell wie vor fünfzig Jahren. **Seite 72**

Ihre Weltwoche

DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR IT-SPEZIALISTEN

Mit www.itjobs.ch die besten IT-Spezialisten finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH
Technoparkstrasse 1
8005 Zürich
044 440 10 80
www.itjobs.ch



IMPRESSUM

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

Redaktion und Verlag: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch.

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Chefredaktor: Roger Köppel. **Verlagsleitung:** Sandro Gianini. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann. **Corporate Publishing:** Florian Schwab.

Anzeigenverkauf: Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch. **Online-Vermarktung:** GLA United. E-Mail: weltwoche@gla-united.com

Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See. Die Weltwoche wird gedruckt in der Schweiz auf schweizerischem Papier, das auf der Basis von hochwertigem Durchforstungsholz, Altpapier und Zellulose hergestellt wurde. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

The Spotlight Squad

Charlize Theron
Misty Copeland
Yao Chen



CHRONOMAT


BREITLING
1884

BREITLING BOUTIQUE
GENEVA • LAUSANNE • LUCERNE
ST. MORITZ • ZERMATT • ZURICH





Folgen des Fleischverzichts: Seite 16



Schöngeist: Alain Berset. Seite 30



Modisch aufgerüstet: Armee. Seite 22

DIESE WOCHE

- 5 Editorial
- 6 Intern
- 10 Eilmeldung SVP auf Twint boykottiert
- 11 Peter Rothenbühler
Lieber Jonas Projer
- 12 Tagebuch
Vincent Ducrot
- 14 Bern Bundeshaus
Wer sagt's Brüssel?
- 15 Blick in die Zeit
- 16 Veganes Essen macht uns zu Kannibalen
Sind Veganer wirklich friedlich?
- 19 Personenkontrolle
- 19 AfD Mysteriöser Stimmenschwund
- 20 Mörgeli Profi gegen Laienspieler
- 20 Klimapolitik ist nicht billig
Energiewende im falschen Licht
- 21 Peter Bodenmann
Lonza muss liefern statt lafern
- 22 Amherds Kinderkrippen-Armee
Die Streitkräfte sollen weiblicher und grüner werden
- 24 Wie krank ist Joe Biden?
Die Aussetzer häufen sich
- 25 Katharina Fontana
Gerichtshof auf Abwegen
- 26 Winfried Kretschmann
Baden-Württembergs Ministerpräsident
- 28 Schwindel vom besseren Kapitalismus
Essay von Tito Tettamanti
- 29 Kurt W. Zimmermann
Buschauffeur im Cockpit

- 30 Kunstliebhaber Alain Berset
Die Vorlieben des SP-Bundesrats
- 32 Die Drama-Prinzessin und das Biest
TV-Star Piers Morgan verdient Respekt
- 33 Arrestbefehl per SMS
Willkür der Corona-Tracer
- 34 Gesinnungsterror an französischen
Unis Mobbing gegen Lehrer
- 35 Marco Odermatt
Shootingstar im Skizirkus
- 36 Wie Israel Impf-Weltmeister wurde
Weg aus der Pandemie
- 37 Inside Washington
- 38 Linke auf Stimmenfang In Genf
dürfen geistig Behinderte an die Urne
- 39 Brief aus Medellín
Post-Lockdown in Kolumbien
- 40 Markus Blocher
Der Mann, der durchhielt
- 42 Klimapolitik Streit um Temperaturen
- 42 Obama, Stalin, Miles Davis
Was macht den Charismatiker aus?
- 43 Eine Frage der Moral
- 44 Wie wehrhaft ist Europa?
Analyse von Thilo Sarrazin
- 46 Selbst ist die Frau
Wegweisender Bundesgerichtsentscheid
- 47 Henryk M. Broder
Es ist noch Suppe da!
- 48 Leserbrief
- 49 Nachruf
Marvin «Marvelous» Hagler
- 50 Beat Gygi
Die Uni wird zur Erziehungsanstalt

LITERATUR UND KUNST

- 51 Ikone der Woche
- 52 Krasses Schicksal
Autor Martin Mosebach
- 54 Bücher der Woche
- 57 Die Bibel
- 58 Die Revolution ist tot, es lebe das Leben
Kubanische Künstler werden aufmüpfig
- 60 Dieter Wedel Immer auf der Pirsch
- 61 Design Alexey Brodovitch
- 62 Pop No Rome, Charli XCX, The 1975
- 63 Klassik Daniel Behle, Oliver Schnyder;
Holger Falk, Nuovo Aspetto, Merzouga
- 63 Jazz Emmet Cohen

LEBEN HEUTE

- 64 Wunderbare Welt
- 64 Unten durch
- 65 Fast verliebt
- 66 Sehnsuchtsorte
- 67 Lebensläufe
- 67 Thiel
- 68 Essen
- 68 Wein
- 69 Auto
- 69 Objekt der Woche
- 70 Zeitzeichen
- 70 Dr. M.
- 71 Mittagessen mit Arno Del Curto
- 72 Esther Vilar
Die diskrete Macht der Frauen
- 74 Tamara Wernli
Meghans Oprah-Show



VIP-Arrangement: «Giardino Ascona» Appetit auf Dolce Vita

Das Fünf-Sterne-Designhotel «Giardino Ascona» am Lago Maggiore ist der perfekte Ort, um den Heisshunger nach dem süssen Nichtstun zu stillen. Nach einem Umbau im Winter 2020 erstrahlt das Fünf-Sterne-Haus in völlig neuem Glanz.

Ganz im Süden der Schweiz geniessen Sie im «Giardino Ascona» die schönsten Seiten des Lebens. Das Anwesen im toskanischen Stil, der prachtvolle Garten mit dem Seerosenteich, zahlreiche Lounges und Terrassen, drei Restaurants und ein Spa – das ist das Rezept für einen unvergesslichen Aufenthalt. Inmitten der Tessiner Natur geniessen Sie Ihren Aufenthalt mit sämtlichen Sinnen. Nichtstun ist keine Pflicht – Sie allein bestimmen, was für Sie Erholung ist.

Die grosszügigen Zimmer sind hell und stilvoll eingerichtet. Edle Materialien, natürliche Hölzer und kühle Stoffe machen die Räume zu Oasen der Entspannung. Haben Sie Lust auf lokale und saisonale Küche? Dann erwarten Sie mediterrane Köstlichkeiten im «Hide & Seek» (ausgezeichnet mit 15 Gault-Millau-Punkten). Und mit dem «Ecco» (ausgezeichnet mit 2 Michelin-Sternen und 18 Gault-Millau-Punkten) beherbergt das «Giardino Ascona» zudem das beste Restaurant weit und breit.

Gönnen Sie sich eine Auszeit für Körper und Geist. Massagen, Kosmetik, Fitness, Pool oder Sauna – im «dipiù»-Spa finden Sie alles, was Ihr Wohlbefinden steigert. Hier können Sie einfach die Welt um sich herum vergessen und endlich neue Energien tanken.



Platin-Club-Spezialangebot

VIP-Leserangebot Hotel «Giardino Ascona»

Leistungen:

- 2 Übernachtungen im DZ «Morgensonne»
- Upgrade DZ «Süd» (nach Verfügbarkeit)
- Willkommensgetränk und VIP Amenity
- Reichhaltiges Frühstücksbuffet
- 1 Dinner (3-Gang) im «Hide & Seek»
- Eintritt in den «dipiù»-Spa
- 10 % Rabatt auf Spa-Behandlungen (exkl. Ayurveda-Therapien)
- City- und Mountainbikes zur Verfügung
- Transfer zwischen Bahnhof und Hotel
- Ticino-Ticket

Spezialpreise

(pro Nacht für 2 Personen im DZ):

Sonntag bis Donnerstag: Fr. 575.– pro Nacht (statt Fr. 825.–)

Freitag und Samstag: Fr. 675.– pro Nacht (statt Fr. 935.–)

Buchung:

Gültig ab 2 Übernachtungen vom 26. März bis 30. Oktober 2021 (ausgenommen 1.–4. April, 13.–15. Mai, 21.–23. Mai, 3.–5. Juni sowie zwischen 2. Juli und 22. August).

Das Kontingent ist limitiert. Reservieren Sie Ihr Arrangement unter Tel. 0800 333 313 oder per E-Mail an: reservation@giardino.ch Bitte Kennwort «Weltwoche» angeben.

Veranstalter:

Giardino Group AG, Zürich
www.giardinohotels.ch/ascona

SVP auf Twint boykottiert

Die Ortssektion von Oetwil am See möchte Geld für notleidende Beizer sammeln. Ein Twint-Partner sabotiert die Aktion – obwohl das Zahlungssystem teils dem Staat gehört.

Christoph Mörgeli

Oetwil am See hat 5000 Einwohner, aber weder Seeanstoss noch besonders gute Steuerzahler. Trotz überdurchschnittlich vielen Zuzüglern verfügt die Gemeinde zwischen Goldküste und Zürcher Oberland über eine lebendige Dorfgemeinschaft, die jetzt aber wegen Covid um ihre Wirtschaften bangt. Seit dem zweiten Shutdown sind neben den Kurzarbeitsentschädigungen keine Finanzhilfen mehr geflossen. Der «Landgasthof Sternen», das Pizzeria-Restaurant «Zelgli», das gesellige «FC-Hüttli» oder der rustikale «Chuestall» – sie alle gehören zu Oetwil, kämpfen aber seit Monaten ums Überleben. Die örtliche SVP organisierte deswegen die Aktion «Rettet unsere Beizen!». An die Oetwiler Bevölkerung erging der Aufruf, den notleidenden Wirten mit einer Spende unter die Arme zu greifen. Die SVP verpflichtete sich sogar, sämtliche Überweisungsgebühren zu übernehmen, damit das Geld vollständig an die Empfänger gelangt.

«Ethische Richtlinien»

Im Falle einer solchen Spendenaktion wenden sich Vereine, Parteien, Hilfswerke und sonstige NGOs vertrauensvoll an die Firma Raise Now AG. Diese hat zusammen mit der Twint AG den hiesigen Spendenmarkt stark digitalisiert und vereinfacht, indem man die Geldbeträge via Smartphone «twinten» kann. Bei Spendenaktionen ist die Raise Now unentbehrlich, weil sie den Sammlern einen QR-Code zur Verfügung stellt, den sie vervielfältigen und so die Spender zuordnen können.

Doch die SVP Oetwil am See erhielt von Raise Now folgendes Schreiben: «Die Raise-Now-Technologie steht nur Vereinen und Non-Profit-Organisationen zur Verfügung, welche den strengen ethischen Richtlinien von Raise Now entsprechen. Das aktuelle Parteiprogramm der SVP sowie Handlungen einzelner SVP-Exponenten stehen im klaren Widerspruch zu unseren Richtlinien und Grundsätzen. Wir müssen Ihnen daher mitteilen, dass wir von einer Zusammenarbeit absehen.» Diese Verweigerung von Raise Now gelte übrigens keineswegs nur für die Oetwiler: «Dies betrifft

die SVP Schweiz samt allen kantonalen und kommunalen Stellen sowie Wahlkampagnen einzelner SVP-Politiker.»

Der Vorstand der Ortspartei war wie vor den Kopf geschlagen. «Wie können wir ethischen Richtlinien widersprechen, wenn wir mit erheblichem finanziellem Aufwand den in dieser Krise arg gebeutelten Restaurantbetreibern mit einer Spendenaktion unter die Arme greifen?», ärgert sich Diana Engelland. Sie ersuchte die Firma, mitzuteilen, was genau diese am Programm der grössten Schweizer Partei störe oder welche Äusserungen sie konkret meine. Der Parteivorstand sei auch nicht immer mit allem und jedem einverstanden, was die Politiker erzählen: «Aber jeder darf in unserer Demokratie seine Meinung äussern. Und bei einer Partei alle über einen Kamm zu scheren, geht nicht und ist der Beginn einer verheerenden *cancel culture*.»

Die Spendenfirma Raise Now hätte bei den Oetwilern höchst zuverlässig zweieinhalb Prozent und 25 Rappen pro Transaktion eingestrichen. In ihren hochtrabenden «ethischen Richtlinien» äussert sie die Überzeugung, «dass die Möglichkeit zur Teilnahme an demokratischen politischen Prozessen wichtig ist». Man unterstütze Organisationen, die eine aktive Rolle bei der Gestaltung der Politik spielten, solange sie sich verpflichteten, «unterschiedliche Meinungen zu respektieren» und ein «politisches Umfeld ohne Diskriminierung, Rassismus, Sexismus und Hass zu fördern». Offenbar wird der Oetwiler SVP die Unterstützung der örtlichen Gastwirte

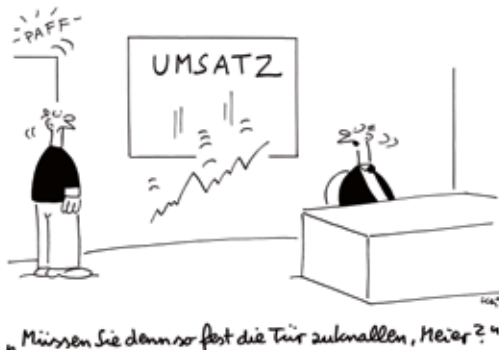
nicht als gestalterisches politisches Handeln angerechnet. Dass ausgerechnet die ausgrenzende und offen verabscheuende, verachtende Raise Now AG der Diskriminierung und dem Hass den Kampf ansagt, ist eine Pointe für sich.

Eine Gründung der Postfinance

Im Herbst 2019 ist die Spendenorganisation Raise Now mit der Partnerin Twint AG eine höchst einträgliche Kooperation eingegangen. Marco Zaugg, Gründer und CEO von Raise Now, verkündete damals stolz: «Zusammen mit Twint revolutionieren wir den Spendenmarkt in der Schweiz. Werden heute erst wenige Spenden über das Smartphone abgewickelt, erwarten wir durch die Zusammenarbeit eine deutliche Zunahme dieser Art Spenden.» Wer heute spenden wolle, brauche dafür nur noch sein Smartphone mit Twint. Die Firma, die mit der SVP nichts zu tun haben will, gehört teils der staatlichen Postfinance und wirbt mit Kunden wie Krebsliga, Rotary, ETH-Foundation, Zürcher Tierschutz sowie Stiftung Kinderdorf Pestalozzi. Als Verwaltungsratspräsident des Anti-SVP-Unternehmens amtiert der frühere CEO von Twint, Thierry Kneissler, zuvor elf Jahre lang Angestellter der staatseigenen Postfinance.

Diese Twint AG war 2014 eine Gründung der Postfinance, die heute noch 26,6 Prozent der Anteile hält. Zählt man die Waadtländer und die Zürcher Kantonalbank hinzu, die ebenfalls Aktien besitzen, ergibt sich eine stattliche Beteiligung der Schweizer Steuerzahler an Twint. Und von diesen wählen – ob es der Spendenorganisation Raise Now passt oder nicht – noch immer sehr viele die SVP. Die Zürcher Kantonalbank wurde in den letzten Jahrzehnten von nicht weniger als vier SVP-Vertretern präsidiert. Somit dürften die heute tätigen Bankräte der Partei bei Twint einige Fragen stellen.

Trotz dem politisch motivierten Boykott der Raise Now liess sich die SVP Oetwil von ihrer Unterstützungsaktion für die lokalen Beizen nicht abhalten. Ihre neue Bankverbindung heisst jetzt Raiffeisenbank, Postleitzahl 8645, in Rapperswil-Jona.



Lieber Jonas Projer

Wenn man von Beyoncé ins Bett geladen wird, ist das schön fürs Ego. Heisst aber noch lange nicht, dass man mit ihr schlafen muss. Dachte ich, als Sie das Angebot von Ringier annahmten, Chefredaktor von Blick-TV zu werden. Es wundert mich deshalb auch nicht, dass es beim Vorspiel geblieben ist. Schon nach zwei Jahren legen Sie sich in ein neues Bett: Der charmante NZZ-VR-Präsident Etienne Jornod hat Ihnen ein Angebot gemacht, das ein 39-jähriger, brillanter Schweizer Journalist nicht ablehnen kann. Sie werden Chefredaktor der schönsten Sonntagszeitung des Landes, der *NZZ am Sonntag*. Dort sollten Sie jetzt etwas länger ausharren, wenn Sie nicht in den Ruf einer «Wanderniere» geraten wollen. Ich hätte Sie zum Beispiel gerne etwas länger als «Arena»-Moderator gesehen.

Dass Sie eine gute Wahl sind, zeigt die Reaktion der Konkurrenten, die daran zweifeln, ob Sie als TV-Mann auch geschriebene Presse



Grossen Fussstapfen: Umsteiger Projer.

können und die nötigen Führungsqualitäten mitbringen. Aus dem Umfeld von Blick-TV sei zu erfahren, dass es zuweilen zu Konflikten gekommen sei, unter anderem wegen Ihres «harschen Umgangstons». Eigentlich ein Kompliment für Sie, wenn man denkt, dass die

Einschätzung aus dem *Tages-Anzeiger* kommt, wo die Meute der linken Journalisten ihre Chefs vor sich herreibt. Interessant ist auch, dass zurzeit auch der profilierte NZZ-Chef Eric Gujer wegen autoritären Führungsstils bei Medienjournalisten in Verruf gerät. Ich kann da nur sagen: Journalisten haben sich schon immer Chefs gewünscht, die nichts zu sagen haben. Bei einzelnen Medien haben sie das auch gekriegt. Ihr Vorgänger Felix E. Müller war noch ein richtiger Chef, der wusste, was er wollte.

Nun sollen Sie also in seine grossen Fussstapfen treten und vor allem die digitale Zukunft der *NZZ am Sonntag* vorbereiten. Nicht nur, sage ich als Leser, wir erwarten auch mehr *Pfupfi* im analogen Inhalt. Legen Sie los!

Mit freundlichen Grüssen
Peter Rothenbühler

Mehr zum Thema: Seite 29

BARTAK



TAGEBUCH

Vincent Ducrot



Der Philosoph Blaise Pascal schrieb: «Wir halten uns nie an die Gegenwart. Wir rufen uns die Vergangenheit zurück; wir greifen der Zukunft vor, als käme sie zu langsam und als wollten wir ihr Eintreten beschleunigen.»

Ich mag diesen Gedanken. Er umfasst vieles aus meinem Beruf, der Eisenbahn. In dieser Welt ist die Gegenwart ständig in Bewegung. Die Gegenwart ist die Reise. Damit die Reise möglich ist, muss die Vergangenheit funktioniert haben, die Züge müssen pünktlich gewesen sein. Man muss aber auch an die Zukunft denken. Der Zug, der in der Gegenwart unterwegs ist, muss selbst pünktlich sein, sonst verschlechtert sich die Zukunft. Und wenn sich die Zukunft verschlechtert, sind andere Züge in dieser neuen Gegenwart nicht pünktlich, und wir erfüllen unseren Auftrag nicht: Menschen sicher, pünktlich und komfortabel an ihr Ziel zu bringen.

Am Freitag setzte ich den Gedanken in die Praxis um. Frühmorgens erfuhr ich am Bahnhof Freiburg vom Erdbeben in La Conversion VD. Dieser ereignete sich um 5.20 Uhr als Folge des Unwetters vom Vortag und unterbrach die Strecke zwischen Freiburg und Lausanne. Da die Züge nur bis La Conversion verkehrten, brachten wir unsere Kundinnen und Kunden mit Ersatzbussen nach Lausanne. Als ich in Freiburg auf dem Perron stand, wollte ich den Reisenden nach Lausanne diese Unannehmlichkeit ersparen. Mit einem Mitarbeiter begann ich, die Fahrgäste zu informieren. Wir empfahlen, über die Jurasüdfusslinie nach Lausanne zu fahren. Um es in den Worten von Blaise Pascal zu sagen: Ich griff der Zukunft vor – aber nicht, weil sie

zu langsam kam, sondern einfach, damit unsere Kundinnen und Kunden keine Zeit verloren.

Letzte Woche traf ich Jean-Pierre Farandou, den CEO der SNCF, unseres Pendant in Frankreich. Wir kennen uns schon lange, aber es war das erste persönliche Treffen, seit wir an die Spitze unseres jeweiligen Unternehmens gewählt wurden. Unsere Teams leisteten viel Vorarbeit, damit das Treffen stattfinden konnte. Die Franzosen sind immer sehr beeindruckt von unserem dichten Netz und dem Taktfahrplan.

Da wir uns im Herzen Europas befinden, sind wir auf den Austausch und die Zusammenarbeit mit den nationalen Transportunternehmen unserer Nachbarländer angewiesen. Auch ihnen ist es zu verdanken, dass wir wieder ein europäisches Nachtzugnetz einführen können. Die neue Eisenbahn-Alpentransversale mit Gotthard, Ceneri und Lötschberg stellt für uns einen entscheidenden Vorteil dar. Natürlich haben wir noch viel Arbeit vor uns, um die Synergien mit den europäischen Bahnen weiter zu verbessern, doch der Wille ist da.

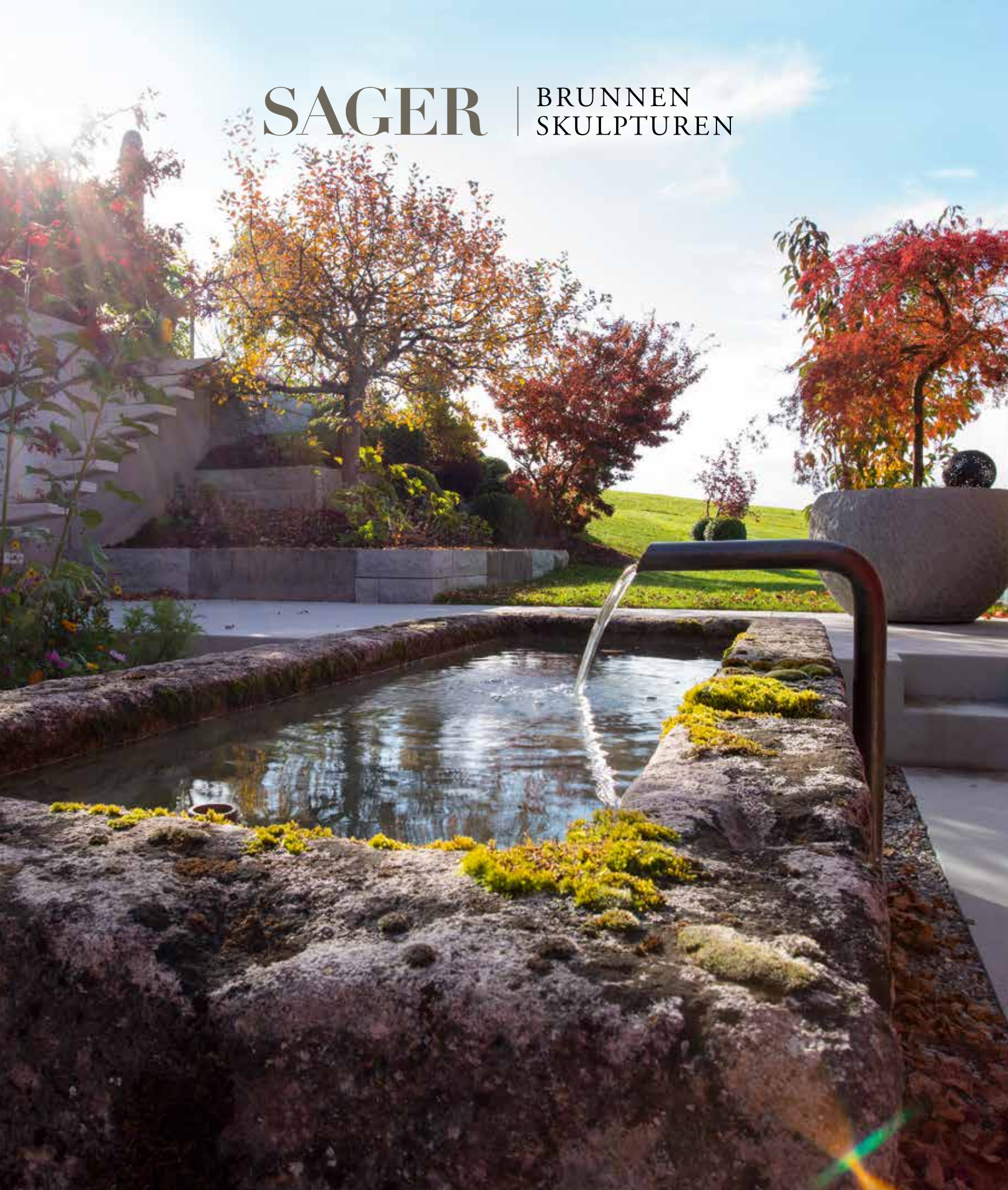
Als symbolische Aufmerksamkeit überreichte ich Jean-Pierre Farandou eine kleine SBB-Uhr im ikonischen Design des Schweizer Ingenieurs Hans Hilfiker. Die Uhr steht für unsere DNA. Jean-Pierre Farandou schenkte mir eine Lampe von Moustache, wie sie auf den Tischen in den TGV stehen. Nun habe ich eine für meinen Schreibtisch. Die SNCF beauftragte die Designerin Ionna Vautrin mit der Lampe. Sie zeigt, wie viel Wert das Unternehmen auf das Design seiner Hochgeschwindigkeitszüge legt – innen und aussen. Der Modeschöpfer Christian Lacroix designte übrigens das Interieur einer TGV-Serie.

Am Freitag traf ich mich mit dem französischen Botschafter in der Schweiz, Frédéric Journès. Wir sprachen über die Auswirkungen von Covid-19 auf den öffentlichen Verkehr und die Mobilität. Dabei erfuhr ich, dass die Schweiz die zweitgrösste ausländische Investorin in Frankreich ist. Weitere Themen waren der neue Léman Express, TGV Lyria und unsere Zukunftsvisionen, um die Eisenbahnverbindung zwischen Genf und Lyon zu verbessern.

Nach einem anstrengenden Donnerstag fuhr ich am Abend von Genf nach Freiburg zurück. In Lausanne stieg einer meiner Söhne zu. Während ich schlief, kontrollierte ein Kundenbegleiter das Billett meines Sohnes. Er fragte ihn, ob ich zu ihm gehöre, was meinen Sohn zum Lachen brachte. Er war überrascht, dass mich der Kundenbegleiter hinter der Maske nicht erkannt hatte. Für mich spielt das keine Rolle. Im Zug bin ich ein Fahrgast, der komfortabel, sicher und pünktlich reisen möchte. Mein Beruf ist meine Leidenschaft. Der Kundenbegleiter war rücksichtsvoll. Er liess den Fahrgast weiterdösen, der vielleicht beim nächsten Durchgang aufwachen würde. Diese Situation erinnert mich wieder an Blaise Pascal: «Die Tugend eines Menschen sollte nicht an seinen besonderen Leistungen gemessen werden, sondern an seinem alltäglichen Handeln.» Falls wir uns also einmal im Zug begegnen sollten, unterhalte ich mich sehr gerne mit Ihnen. Ich wünsche Ihnen allen eine gute Reise und bedanke mich für Ihr Vertrauen und Ihre Treue zum öffentlichen Verkehr der Schweiz.

Vincent Ducrot ist seit 2020 CEO der SBB AG.

SAGER | BRUNNEN SKULPTUREN



Wer sagt's Brüssel?

Noch wird verhandelt, doch das Rahmenabkommen hat in der Schweiz keine Chance mehr. Offen ist die Frage, wie man die EU darüber unterrichten soll.

Die Anhänger des institutionellen Abkommens (InstA) agieren immer unbedachter. Economiesuisse versandte in diesen Tagen eine Mitteilung zum Aussenhandel zwischen der Schweiz und dem Vereinigten Königreich. Die jeweiligen Ein- und Ausfuhren beider Länder seien im Januar eingebrochen. Der Wirtschaftsdachverband gibt dafür dem Brexit die Schuld, der «Turbulenzen und grosse Unsicherheiten» verursacht habe.

Die Verbandsfunktionäre rechnen die Eidgenossenschaft offenbar schon der EU zu. Oder sie haben es verpasst, dass die Alpenrepublik und die Insel im Zug der «Mind the gap»-Strategie Nachfolgeregelungen einführt, die seit Anfang des Jahres in Kraft traten. Ob das eine oder das andere: Schweizer Unternehmen können für den Einbruch nicht den Austritt Grossbritanniens aus dem Block verantwortlich machen. Im Economiesuisse-Hauptsitz an der Zürcher Hegibachstrasse erodiert das Know-how im entscheidenden Europadossier.

Doch nicht nur bei Economiesuisse liegen die Nerven blank. Auch im Parlament möchten immer mehr Ratsmitglieder wissen, was Sache ist. Für die Sitzung der Aussenpolitischen Kommission vom 22. März verlangen die Nationalräte, dass der Bundesrat die Karten auf den Tisch legt und Auskunft gibt, wie es um den Stand der Verhandlungen steht.

Zerreissprobe bei SP und FDP

Die Parlamentarier berufen sich auf Artikel 7 des Parlamentsgesetzes. Dieser besagt, dass Ratsmitglieder das Recht besitzen, vom Bundesrat und von der Verwaltung über jede Angelegenheit «Auskunft zu erhalten, soweit dies für die Ausübung des parlamentarischen Mandates erforderlich ist».

Nur: Selbst wenn die Landesregierung es möchte – viel zu sagen hat sie nicht. In der Wandelhalle sagen Befürworter und Gegner einhellig, dass gemäss ihren Informationen aus den Gesprächen von Staatssekretärin Livia Leu mit der EU bis dato nichts Zählbares resultierte.

Während das Aussendepartement auf der Stelle tritt, rechnet und hofft im Bundeshaus eine

steigende Zahl von Ratsmitgliedern darauf, dass die Exekutive beim Rahmenabkommen den Stecker in Eigenregie zieht. Vor allem der SP und der FDP stünde im Parlament oder gar bei einer Volksabstimmung eine Zerreissprobe bevor, auf die viele gerne verzichten würden.

Dabei darf nicht vergessen werden, dass das rote Lager seit dem EWR-Nein jede aussenpolitische Öffnung und Integration in die Union begrüsst und vehement unterstützte. Getrost kann man die SP Schweiz heute als eine der am EU-freundlichsten eingestellten Parteien Europas bezeichnen.

SP-Aussenpolitiker Fabian Molina bringt sich auf jeden Fall bereits in Stellung: «Die Maulhelden, die das Abkommen bereits abschreiben,

Nach jahrzehntelangem Kuschelkurs käme eine Absage einem delikaten Unterfangen gleich.

werden noch auf die Welt kommen», sagt der Zürcher Nationalrat. Es sei einfach, nein zu sagen, ohne eine Alternative aufzuzeigen. Der Sozialdemokrat warnt den Bundesrat davor, das InstA einfach zu beerdigen. Tatsächlich verhandelt die Exekutive seit sieben Jahren in dieser entscheidenden Frage. «Der Vertrag verdient es auf jeden Fall, dass das Parlament darüber diskutieren kann. Der aussenpolitische Schaden bei einem Nein wäre riesig.»



«Freundliche Kundenberatung? Das macht dann noch mal 25% Aufpreis.»

Auftrieb gab Molina und den anderen Fürsprechern des Deals ein Entscheid der Grossen Kammer. Diese lehnte einen Vorstoss der SVP ab, das institutionelle Rahmenabkommen an die EU zurückzuweisen. Tatsächlich wird ein Scheitern ein diplomatischer Hochseilakt. Die entscheidende Rolle spielt dabei die Europäische Kommission.

Diese entscheidet, wie die Staatengemeinschaft auf ein allfälliges Nein reagiert und ob und welche Retorsionsmassnahmen die Union ergreift. Die Nachbarländer kennen zwar die politische Situation in der Schweiz. Allerdings nahm ihr Verständnis für den helvetischen Sonderweg in den vergangenen Jahren stetig ab. Die Länder an der Peripherie mögen zwar mehrheitlich die Alpenrepublik, ihr Einfühlungsvermögen reduzierte sich aber ebenfalls, insbesondere weil die Kohäsionsgelder auf Eis liegen.

Vergleichbar mit Stuckis Mission

Ringt sich der Bundesrat tatsächlich zu einem Nein durch, dürfen die Schweizer Diplomaten zeigen, was sie draufhaben. Nach jahrzehntelangem Kuschelkurs mit der EU käme eine Absage an den von ihnen ausgehandelten Vertrag einem sehr anspruchsvollen und delikaten Unterfangen gleich.

Wie erkläre ich es Brüssel, dass die unzähligen Verhandlungsstunden der vergangenen Jahre für die Katz waren und die Schweiz am bisherigen europapolitischen Kurs festhält? Und wie Sorge ich dafür, dass nicht zu viel Geschirr zerschlagen wird und Gespräche wieder aufgenommen werden können?

Neue Freunde in Brüssel machen sich die Regierungsvertreter keine. Der Auftrag wäre vielleicht noch mit der Mission von Walter Stucki vergleichbar. Der Unterhändler reiste 1946 in die USA, leitete die Verhandlungen zwischen den alliierten Siegermächten und der Schweiz nach dem Zweiten Weltkrieg.

Wahrscheinlich ist aber, dass die EU die Kröte etwas besser schluckt, wenn jetzt der Bundesrat eine Absage erteilt. Auf eine verlorene Volksabstimmung à la Brexit hat man in Brüssel im Moment sicher weniger Lust.

BLICK IN DIE ZEIT

Erik Ebnetter



Man stelle sich vor: SVP-Präsident Marco Chiesa beschimpft die Bundeshausjournalisten von Tamedia als «Schweine», weil ihm ein Artikel im *Tages-Anzeiger* missfällt. Zugegeben, das klingt ziemlich abwegig, aber machen wir das Gedankenspiel. Es lohnt sich, denn es erzählt etwas über den Zustand der Medien in der Schweiz.

Zuerst die Vorgeschichte: Sagen wir, SVP-Bundesrat Ueli Maurer hat sich entschieden, dem Beamten Ernst Zumbühl das vielleicht wichtigste Projekt in der Geschichte des Finanzdepartements anzuvertrauen – die rasche Auszahlung der Corona-Hilfsgelder. Das ganze Land wartet darauf. Direkt oder indirekt sind achteinhalb Millionen Menschen davon betroffen. Vom Erfolg des Projekts hängt ab, ob die Volkswirtschaft in eine Depression stürzt oder einigermaßen unbeschadet aus der Pandemie kommt. Selten lag in der Schweiz so viel Verantwortung in der Hand von so wenigen Menschen. Einer von ihnen ist Ernst Zumbühl.

Bei ihm laufen in dieser hektischen Zeit die Fäden zusammen. Alles muss schnell gehen, Protokolle gelten als Luxus. Viele Informationen werden mündlich weitergegeben. Zumbühl ist fast den ganzen Tag am Telefon, spricht mit Bankern, Regierungsräten, Verbandspräsidenten, Unternehmern, Rechtsprofessoren und Beamtenkollegen. Er ist ein klassischer Projektmanager, dessen wichtigste Aufgabe es ist, den Überblick zu behalten. Nur geht es hier nicht um die Implementierung einer neuen Software in der Genossenschaft Migros Aare, sondern um eine Sache von nationaler Bedeutung.

Ueli Maurer vertraut Ernst Zumbühl, lässt ihn machen und hält ihm, so gut es geht, den

Rücken frei. Das hat seinen Preis. Zumbühl muss auch nachts um drei Uhr ein Briefing geben können, wenn es der Bundesrat will. Das Arbeitsrecht ist für den Top-Beamten faktisch ausser Kraft gesetzt, so wie es viele Grundrechte der Bürger zurzeit juristisch sind. Immerhin konnte Zumbühl ahnen, was auf ihn zukommt. Er ist seit Jahren für den Bund tätig.

Nach ein paar Monaten entscheidet er sich, eine mehrwöchige Auszeit zu nehmen. Die Gründe sind nebensächlich. Vielleicht fühlt er sich ausgebrannt, vielleicht will er eine Weiterbildung machen. Jedenfalls unterrichtet Zumbühl seinen Chef über seine Pläne. Was die bei-

Hate speech von links: Cédric Wermuth bezeichnet Journalisten als «Schweine».

den genau besprechen, ist unbekannt. Klar ist nur, dass Maurer weiterhin auf Zumbühl setzt, auch wenn das Projekt bis zu dessen Auszeit im Juni kaum abgeschlossen sein dürfte.

Die pikante Personalie ist zwar bekannt, aber niemand berichtet so recht darüber. Das sei Zumbühls Privatsache, ist man sich auf den Redaktionen einig. Schliesslich schreibt ein Tamedia-Journalist, es sei für Zumbühl sicher «hoherfreulich», dass er sich zurückziehen könne. «Aber dass mit ihm eine Schlüsselfigur bei der Bewältigung der Pandemie ausfällt, ist doch problematisch. Muss man nicht von einem Planungsdebakel in Maurers Departement sprechen, wenn in einer Krise der Spielmacher vom Feld geht?»

Als SVP-Präsident Marco Chiesa den Artikel entdeckt, brennen ihm die Sicherungen durch. «Schweine», schreibt er dazu auf Facebook und

Instagram. Bald ist die Medien-Schweiz in heller Aufregung. SRF-Moderator Sandro Brotz macht eine «Arena» zu dem Ausraster. Die *Aargauer Zeitung* vergleicht Chiesa mit dem weissrussischen Diktator Alexander Lukaschenko. Die NZZ veröffentlicht einen Leitartikel über die politische Kultur in der Schweiz. Und SP-Co-Präsident Cédric Wermuth solidarisiert sich auf Twitter mit den Opfern von *hate speech* weltweit.

Die Geschichte hat sich dieser Tage so ähnlich abgespielt, nur ohne den Theaterdonner in den Medien und mit umgekehrten Vorzeichen. SP-Co-Präsident Wermuth bezeichnete *Weltwoche*-Journalisten öffentlich als «Schweine». Der Anlass dafür war ein Artikel über den Mutterschaftsurlaub von Nora Kronig, die unter SP-Bundesrat Alain Berset für die Impfstoffbeschaffung der Schweiz zuständig ist. Nun hat die Schweiz den kiffenden und den klassenkämpfenden Cédric Wermuth überlebt, sie wird auch den fluchenden überleben. Das Schweigen der Medien ist kein Unglück.

Interessant ist der Vorgang trotzdem: Man schaute zur Seite, als hätte der Grossonkel seine Witze an der Familienfeier mit etwas zu viel Speicheleinsatz erzählt. Die Journalisten, die sich wegduckten, sind die dieselben, die sich wochenlang mit einem «Diktatur»-Vergleich von SVP-Nationalrätin Magdalena Martullo beschäftigen können. Der englische Schriftsteller George Orwell, ein genauer Beobachter politischer Debatten, hatte schon recht: «Alle Tiere sind gleich, aber manche sind gleicher.» Man stelle sich nur vor, was in der Schweiz los wäre, wenn Marco Chiesa unliebsame Journalisten mit Schweinen gleichsetzen würde.

Veganes Essen macht uns zu Kannibalen

Fleischverzicht weckt die schlimmsten Eigenschaften in uns.
Ausreichend tierische Kost ist die Grundlage sozialen Friedens.

Udo Pollmer

Veganismus ist die Heimat einer entwurzelten Generation. Er verspricht jungen Menschen Struktur, Identität und Anerkennung. Junge Frauen lockt der Wunsch nach «natürlicher Schlankheit». Sie sahen, wie ihre Mütter von ihren Diäten *schneckerlfett* wurden, wie man in Bayern so schön sagt.

Die Töchter halten sich für schlauer und verzichten akribisch auf tierisches Fett – und damit auf alles Tierische. Zielsicher werben einschlägige Websites, vegane Kost sei arm an Fett, aber reich an Ballaststoffen. Das würde «wie von selbst zu einem normalen Körpergewicht führen». Sobald Veganer Gefahr laufen, für ihre Diät zur Rede gestellt zu werden, schützen sie «Tierliebe» vor.

Alles frei erfunden

Dabei tragen sie ihr Gefühl moralischer Überlegenheit gegenüber jenen Menschen zur Schau, die speisen, was ein Alpenstaat reichlich bietet: Milch, Käse und Fleisch. Im Gebirge blühen keine Obstgärten, Weizenfelder und Olivenhaine, dafür gedeiht auf den Almen das liebe Vieh ganz vorzüglich. Nach Angaben der Welternährungsorganisation (FAO) bedecken Weideflächen global gut zwei Drittel des landwirtschaftlich nutzbaren Landes.

Das erste Logo des besseren Menschen war «Bio». Typischer Ausdruck einer Überflussgesellschaft, der die geringeren Erträge des Ökolandbaus egal waren. Das Fehlende wurde aus anderen Ländern importiert, gern aus solchen, deren Tisch armseliger gedeckt war als unserer. Als Bio auf den Prüfstand der Ethikforschung kam, gab es Ernüchterung: Wer Bio-Produkte kaufte, mogelte bei Computerspielen häufiger und behielt mehr Spielgeld für sich als konventionelle Kunden.

Das weckte die Neugier anderer Forscher, die schliesslich die Neigung dieser Klientel zum Lügen und Stehlen bestätigten. Das Ergebnis kommt nicht unerwartet: Wo sich die Gerechten tummeln, wächst die Versuchung. Bibliotheken beispielsweise klagten, dass juristische und theologische Bücher besonders gern geklaut werden.



Auch das Oberstübchen leidet.

Zur allgemeinen Überraschung bescheinigte der hochdekorierte niederländische Psychologieprofessor Diederik Stapel zumindest den Vegetariern, sie seien die besseren Menschen. Doch dann musste er gestehen, dass er alles frei erfunden hatte. Inzwischen widerrief er 57 weitere Psychostudien.

Aber bevor wir leichtfertig den Stab über heikle Esser brechen, sollten wir mildernde Umstände prüfen. Vielleicht hatten Fleischverweigerer ja eine schwere Kindheit?

Viele junge Menschen mit Ernährungs-marotten kommen aus geschiedenen Ehen. Solange der Rosenkrieg lief, wurden sie umworben, standen im Mittelpunkt. Nach der Scheidung blieben ihnen oftmals nur noch ihre Stofftiere. Das Objekt ihrer Liebe ist nicht mehr der Mensch, sondern das

Tier. Dürfen wir das unseren Kindern anlasten?

Die Folgen deutet eine Studie der Uni Hildesheim an: «In westlichen Kulturen ist die vegetarische Ernährung mit einem erhöhten Risiko für psychische Störungen verbunden», vor allem «depressive Störungen, Angststörungen und somatoforme Störungen». Betroffen sind auffällig oft junge Singlefrauen aus urbanen Soziotopen.

In der Psychiatrie wird das Elend sichtbar

Die Frage ist allerdings, was war zuerst da: die Psyche oder der Salat? Laut Studie folgte «die Annahme der vegetarischen Ernährung tendenziell dem Auftreten von psychischen Störungen». Aber eben nur tendenziell. Hier greift wohl eines ins andere.

Das ist erstaunlich, denn eine vegetarische Ernährung, die nur auf Fleisch verzichtet, ist so belanglos wie der Verzicht auf heimisches Obst. Wenn aber schon unter Vegetariern psychische Probleme häufiger sind, wie mag es erst strikten Veganern ergehen? Hier sieht die Datenlage mau aus. Zwar bestätigte eine deutsche Studie den Hildesheimer Befund. Aber sie differenzierte nicht zwischen Vegetariern und Veganern. Da es sich um Selbstauskünfte handelt, dürfte die Neigung der Veganer, ihre Idee ins beste Licht zu stellen, das Ergebnis verfälschen. Zudem essen viele bekennende Veganer nach einiger Zeit wieder normal – solange es keiner sieht. Nach aussen kehren sie den treuen Veganer heraus, um ihr Scheitern nicht öffentlich eingestehen zu müssen.

In der Psychiatrie, den Abteilungen für Essgestörte wird dann das Elend sichtbar. Der Veganismus dient «oft als Einstieg in die Krankheit», so Claudia Gramespacher, Psychiaterin aus Basel. «Gerade auch bei den ganz jungen Mädchen.» Bislang trat Magersucht vor allem bei Teenies auf. Heute landen schon achtjährige Mädchen in der Klinik. «Auch bei den Zehnbis Zwölfjährigen steigen die Fallzahlen und die stationären Aufenthalte.»

In sogenannten Pro-Ana-Foren, warnt Gramespacher, wird Veganismus empfohlen, um Hungerdiäten vor den Eltern zu kaschieren. Pro-Ana-Foren sind Websites, die für Magersucht werben. Dort erhalten Mädchen individuelle Anleitungen, ihr Leben zu zerstören. Man muss sich das vor Augen halten: Da gibt es unbeanstandete Ratgeber, die hinter der Maske der tierlieben Veganerin Mädchen in den Tod locken! Vor dem Tor zur Unterwelt warten Therapeuten auf Kundschaft.

Jene Fachgremien, die vor Nährstoffmängeln bei veganen Kindern warnen und so für Vitaminpillen werben, verharmlosen die untragbare Situation. Denn akute Mängel mit irreparablen Schäden wie beim B12 sind Sonderfälle – auch wenn jeder einzelne ein Drama ist. Nicht Vitaminmängel dominieren, sondern Schäden durch Ersatzprodukte wie Soja.

Sojaweiß vs. Milcheiweiß

Eiweiß ist in freier Natur hochbegehrt. Deshalb sind Eiweißpflanzen voller Abwehrstoffe. Soja beispielsweise enthält reichlich Phytoöstrogene, also Sexualhormone. Damit macht die Pflanze Frassfeinde unfruchtbar. Wenn Mütter ihren Babys Sojaformula einflößen, fanden sich im Blut schon bis zu tausendmal höhere Hormonspiegel als bei gestillten.

Weibliche Versuchstiere kamen mit Sojamilch früher in die Pubertät, männliche Ratten, deren Mütter mit Soja gefüttert worden waren, waren impotent. Auch beim Menschen wird das hormonelle System gestört: Frauen, die einst mit Sojaformula ernährt worden

waren, leiden während der Menstruation unter heftigeren Schmerzen als jene mit Kuhmilchformula ernährten.

Wenn Kinder mit Hormonen geflutet werden, hat das Folgen für ihr Sozialverhalten. Wegweisend ist eine Langzeitstudie an Pavianen: Nach Verfütterung von Sojaweiß statt Milcheiweiß wurde ein Teil der Tiere aggressiv, ein anderer Teil ängstlich, sie verloren das Interesse an ihren Artgenossen. Soll also der Unterricht im Chaos enden, ist die Vorgabe mancher Schulgesundheitsdienste zielführend, mittags Tofu statt Käse anzubieten.

Oma als Gulasch

Auch das Oberstübchen leidet. In einer grossen Studie aus den USA mit älteren Herrschaften, die gern Tofu assen, schwanden die intellek-

Die «Ärzte-Zeitung» konstatierte lapidar: Die «Radikalisierung der Ernährung schreitet munter voran».

tuellen Fähigkeiten schneller. Bei der Obduktion zeigte sich, dass sie an Hirnatrophie litten. Auch aus China und Indonesien liegen analoge Ergebnisse bei älteren Tofuessern vor.

Über die Ursache darf spekuliert werden. Vermutlich sind es toxische Aminosäuren, wie sie für Leguminosen charakteristisch sind. Ursprünglich wurde Tofu in buddhistischen Männerklöstern serviert, dort erleichterten die Sojahormone ein reibungsloses Zusammenleben.

Pflanzliches Eiweiß wirkt anders als tierisches. Gewöhnlich wird sein Wert anhand der Aminosäuren bestimmt. Je mehr essenzielle, also lebenswichtige Aminosäuren, desto wertvoller. Doch diese Vorstellung führt bei Pflanzen in die Irre: Sie bilden eine ganz spezielle Sorte von Eiweissen, die Enzyminhibitoren.

Diese enthalten reichlich essenzielle Aminosäuren. Leider sind sie unverdaulich. Ihre biologische Aufgabe ist es, die Verdauungsenzyme von Frassfeinden auszuschalten. Dadurch sinkt der Nährwert abermals. Die Fütterung von Soja an Schweine wurde erst möglich, nachdem es

gelungen war, die Inhibitoren durch Hitze und Druck zu zerstören. Dann aber sind auch die Essenziellen perdu.

Wie es um die vegane Ethik wirklich bestellt ist, zeigt ein schwedischer Professor der Ökonomie mit dem vielbeachteten Vorschlag, endlich das Fleisch einer bisher verschmähten Spezies zu nutzen. Magnus Söderlund von der Stockholmer School of Economics empfiehlt, die Welt nicht mehr mit Tofu zu retten, sondern durch schmackhafte Zubereitung von Leichen.

Die Zeit sei reif, in die menschliche Fleischindustrie («människokött») einzusteigen. Tabus hält er für «sonderbar», weil «Menschen sich andauernd gegenseitig umbringen». Moralphilosophen bescheinigten den Veganern bereits, sie dürften alles essen, was nicht durch Schlachtung gewonnen wurde und frei von Tierleid sei. Das gelte auch für abgetriebene menschliche Föten. Damit ist das Anbraten der zähen Oma als Gulasch zumindest tierethisch okay. Die *Ärzte-Zeitung* konstatierte zum Thema «vegan» lapidar: Die «Radikalisierung der Ernährung schreitet munter voran».

Fettes Hirn

Gewiss, Kannibalismus hat eine lange Tradition, wie Anthropologen bestätigen. Dabei gelten hohe Standards, bevor Knochenfunde Kannibalismus beweisen: Die Röhrenknochen müssen gespalten sein, der Schädel an jener Stelle geknackt, an der er sich am besten öffnen lässt, um an das fette Hirn zu gelangen. Auch darf der «pot polish» nicht fehlen, Abschleifungen an den scharfen Enden zerbrochener Röhrenknochen durch Umrühren in einem Tongefäss.

Überall auf der Welt wurden Menschen gejagt und verspeist, sobald tierisches Eiweiß fehlte. Zum Beispiel auf Atollen in der Südsee, wenn die Fische ausblieben. Oder in Südamerika: Da mussten die von den Azteken unterworfenen Völker ihren Tribut in Form von Jugendlichen als Schlachtvieh entrichten.

Kannibalismus wurde überall dort praktiziert, wo es an Fleisch mangelte. Mit der Tierhaltung verschwand der Mensch vom Speiseplan. Wer seinen Gefangenen zum Sauhirten machte, erhielt mehr Fleisch, als wenn er ihn gleich auffass. Ausreichend tierische Kost ist die Grundlage des sozialen Friedens.

Umgekehrt ist Kannibalismus die zwangsläufige Folge des Veganismus. Denn dort steht nicht mehr das Wohlbefinden des Menschen im Vordergrund, sondern das Vermeiden von angeblichem Tierleid. So wird der Mensch selbst zum Stück Vieh.

Udo Pollmer ist ein deutscher Lebensmittelchemiker und Sachbuchautor. Zuletzt von ihm erschienen (gemeinsam mit Georg Keckl und Klaus Alfs): *Don't go Veggie. 75 Fakten zum vegetarischen Wahn.* Hirzel. 222 S., Fr. 29.90



WELTWOCHEN

daily



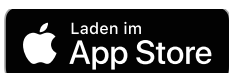
Das Wichtigste für den Tag

Unabhängig, kritisch, gut gelaunt

Jetzt kostenlos testen auf
www.weltwoche-daily.ch.



Neu auch
als App
Jetzt «weltwoche daily»
downloaden im
App Store oder
auf Google Play



Apple logo* und Apple* sind Marken
von Apple Inc.



Google Play ist eine Marke von Google LLC.

DIE  WELTWOCHEN

Keller-Sutter, Kuprecht, Trede, Sommaruga, Lothe, Gorman, Biden



Ode an den Lockdown: Aline Trede.

Karin Keller-Sutter, Abstimmungsverliererin, tut sich nach geschlagener Schlacht noch immer schwer mit der Burka-Initiative. Es sei nicht Sache des Bundes, sondern der Kantone, den neuen Artikel umzusetzen, schliesslich handle es sich um eine Polizeiaufgabe, sagte die Justizministerin diese Woche. Ganz wohl scheint es der FDP-Bundesrätin mit ihrer Verweigerungshaltung aber nicht mehr zu sein, immerhin könnte der Eindruck entstehen, ihr sei der Volkswille nicht so wichtig. So liess sie den Nationalrat wissen, dass ihre Juristen abklären, ob der Bund in dieser Sache nicht allenfalls doch tätig werden könne. Geht doch. (fon)

Alex Kuprecht, AHV-Sanierer, erspart der finanziell angeschlagenen Sozialversicherung hohe Ausgaben. Der Ständeratspräsident und SVP-Politiker hatte vor der Debatte über die Altersversicherung Sozialpolitiker aus dem bürgerlichen Lager zu einem Schulterchluss versammelt. Unter anderem ging es darum, das Rentenalter für Frauen von 64 auf 65 zu erhöhen. Was die Regierung mit zusätzlich 700 Millionen Franken abfedern wollte. Die bürgerliche Allianz sprach dafür bloss 430 Millionen und setzte sich dank Kuprechts Initiative gegen Bundesrat und Linke durch. (hmo)

Aline Trede, Multitalent, gibt den Takt vor. Die Fraktionspräsidentin der Grünen wollte von **Simonetta Sommaruga** (SP) wissen, was die Medienministerin von den sexistischen Männern hält, die auf den Redaktionen der TX Group ihre Kolleginnen diskriminieren. Die Sozialdemokratin winkte ab: Die *Tages-Anzeiger*-Chauvis fielen ausnahmsweise nicht in den Tätigkeitsbereich des Bundes. Und nicht nur in Diversity-Fragen sorgt die Nationalrätin für Aufsehen. Trede veröffentlichte mit ihrer Band



Zu wenig schwarz: Amanda Gorman.

Fraktionszwang – *politics goes rock 'n' roll* die schräge und nicht für empfindliche Ohren empfohlene Lockdown-Ode «Notschtand». Als Nächstes könnte die Chanteuse eine frische Coverversion von «Macho, Macho, *Tagi-Man*» intonieren. (odm)

Camille Lothe, Überfallopfer, sympathisiert mit einer Internetbewegung, die derzeit weltweit Übergriffe auf Frauen auf dem Nachhauseweg thematisiert. «Schlimm ist», sagt die Präsidentin der Jungen SVP des Kantons Zürich, «dass dieses Problem real ist.» Aus Gewohnheit informiere sie ihren Freund, bevor sie sich alleine auf den Heimweg mache. Sie teile ihren Standort, meide Nachtzüge und Taxis. «Ich nutze immer Uber», so die 27-Jährige. Obwohl ihr Heimweg ein kurzer Fussweg ist, gehe sie nachts nie unbegleitet durch Zürich. «Ich fühle mich nicht sicher.» Vor wenigen Jahren wurde Lothe im Niederdorf überfallen; Handtasche mit Nadel und Portemonnaie waren weg. Über das Täterprofil von damals wisse sie wenig. Den Kern des Problems sehe sie aber bei Männern aus fremden Kulturen, die Frauen als minderwertig ansähen und so behandelten. (zr)

Amanda Gorman, Rosinenpickerin, sucht sich ihre Mitarbeiter genau aus. Nachdem die niederländische Übersetzerin von Gormans Gedicht «The Hill We Climb», das sie bei **Joe Bidens** Amtsantritt vortrug, absprang, wurde nun dem katalanischen Übersetzer gekündigt. Grund war in beiden Fällen nicht die literarische Qualität, sondern, dass die Übersetzer nicht zu Gormans Profil passten. Zu wenig schwarz, zu wenig weiblich oder beides. Nach dieser Logik dürfte Schiller nur von weissen Männern aus dem 18. Jahrhundert übersetzt werden. Und Ingeborg Bachmann dürften nur weisse Österreicherinnen lesen: das Ende des Buchmarkts. (ab)

Mysteriöser Stimmenschwund

Die Berichterstattung des öffentlich-rechtlichen Fernsehens über die Landtagswahlen in Baden-Württemberg und Rheinland-Pfalz am vergangenen Sonntag begann mit einem ungewöhnlichen Warnhinweis: Prognosen und erste Hochrechnungen würden nicht so treffsicher sein wie früher, weil sehr viele Wähler per Brief abgestimmt hätten: die Hälfte im Schwabenland, gar zwei Drittel im Weinland. Das erschwere den Demoskopern die Arbeit.

Daher – so verkündeten die Moderatoren mit vielversprechendem Lächeln – könne man im Laufe des Abends noch durchaus mit Überraschungen rechnen.

Sie hatten nicht zu viel versprochen, wenn es freilich auch nur eine einzige Überraschung gab: Denn nur eine einzige Partei wurde das Opfer der ungenauen Datenlage – die Alternative für Deutschland (AfD).

Zwar hatte sie im Vergleich zur letzten Wahl Stimmen verloren. Dennoch lag sie zu Beginn der Auszählung deutlich zweistellig über 10 Prozent. In Baden-Württemberg lag sie an dritter Stelle hinter Grünen und Union, in Rheinland-Pfalz immerhin auf Platz vier.

Doch mit jeder Hochrechnung schrumpfte der AfD-Anteil mehr zusammen, bis er – unter mühsam unterdrücktem Jubel der Fernsehmacher – endlich unter zehn Prozent rutschte. Am Ende landete die Partei abgeschlagen in beiden Ländern auf dem fünften Platz.

Gut, Zuschauer und Wähler waren gewarnt worden, dass es wegen der Briefwähler Veränderungen geben könnte. Warum aber schlugen die bei keiner der anderen Parteien durch? Dort gab es bestenfalls kleinere Abweichungen im Zehntelprozent-Bereich. Vergleiche mit den US-Präsidentschaftswahlen verbieten sich, da Briefwahlstimmen in Deutschland, ähnlich wie in der Schweiz, besser abgesichert sind.

In der AfD heisst es, man habe «offene Fragen» zu dem mysteriösen Stimmenschwund. Offen aufgeworfen hat die Partei diese Fragen nicht, ebenso wenig wie die freien Medien im Land. Warum? Weil ein Schuft ist, wer Böses dabei denkt? Das darf kein Hindernis sein, denn das Schurken-Image hat die AfD ohnehin – egal, was sie tut.

Wolfgang Koydl

Staatsfonds: Profi gegen Laienspieler

Einst über private Währungsspekulationen gestolpert, wollte Philipp Hildebrand unlängst OECD-Direktor werden. Nach seiner Niederlage suchte der einstige Präsident der Nationalbank die Schuld nicht bei sich selbst, sondern beim geschwundenen Einfluss der Schweiz.

Wie wir uns mehr Einfluss kaufen könnten, wollte die *NZZ am Sonntag* wissen.

Seine Antwort: «Eine Möglichkeit wäre durch einen Staatsfonds.» Am besten wohl unter dem Präsidium von Philipp Hildebrand. Früher tönte er so: «Bei Diskussionen rund um das Thema Staatsfonds muss man immer wieder in Erinnerung rufen, dass wir in der Schweiz keine Staatseinkommen haben, die beispielsweise in Norwegen über Erlöse aus Erdölverkäufen geäuft werden könnten.»

Ist inzwischen im Mürtshental Öl gefunden worden? Brutal offen erklärte im *Blick* Fritz Zurbrügg, Vizepräsident der Nationalbank, was er von Hildebrands Staatsfonds hält: so viel wie ein Rennpferd von einem Nagel im Huf. Die Idee eines Staatsfonds tauche so regelmässig auf wie der Maulwurf, den man im Kinderspiel mit einem Hammer in seine Löcher zurückschlagen müsse. Der Fachmann Zurbrügg erklärte Hildebrands Geistesblitz als «nicht zu Ende gedacht». Und erinnerte daran, was Hildebrand offenbar entgeht: dass dem Aktivposten von riesigen Devisenreserven riesige Verbindlichkeiten gegenüberstehen. Und dass man im Falle der Auslagerung an einen Staatsfonds diese Verbindlichkeiten trotzdem irgendwie finanzieren müsste.

Der ausgewiesene Volkswirtschaftler Fritz Zurbrügg musste dem politisierenden Politologen Hildebrand erklären, wie die Aktiva und Passiva der Nationalbank funktionieren. Eine Ohrfeige wäre im Vergleich eine Streicheleinheit. Man kann sich jetzt ungefähr vorstellen, wie viel der Ökonom Thomas Jordan vom Fachwissen des weltreisenden Netzwerkers Hildebrand gehalten hat. Ökonomisch ist der frühere Nationalbankchef von einer umfassenden Unbildung. Doch was braucht's für ein gutes Leben mehr als Ignoranz und Selbstvertrauen? Es kann ja nicht jeder ein Universalgenie sein. Es braucht auch universale Nichtwisser.

Christoph Mörgeli

Klimapolitik ist nicht billig

Bundesrätin Simonetta Sommaruga versucht in einem Interview von den Kosten des CO₂-Gesetzes abzulenken.

Beat Gygi

Bundesrätin Simonetta Sommaruga hat vergangene Woche in einem Interview mit der *NZZ* die Energiewende und das CO₂-Gesetz, das am 13. Juni zur Abstimmung kommt, in sehr günstigem Licht dargestellt. Wie stichhaltig sind ihre Argumente? Drei ihrer Antworten werden hier näher beleuchtet, da sie wirtschaftliche Zusammenhänge ausser Acht lassen und Kosten ausgeblendet werden.

Zur Bemerkung der *NZZ*, das revidierte CO₂-Gesetz zeige, dass Klimaschutz viel koste, sagte sie: «Nichts tun kostet mehr. Wir haben in den vergangenen zehn Jahren 80 Milliarden Franken für Öl und Gas ins Ausland geschickt. Das würden wir doch besser in der Schweiz investieren. Unsere Firmen sind längst dabei, von der fossilen Energie wegzukommen. Die Klimakrise ist in der Wirtschaft angekommen.»

Es ist nicht so, dass die Schweiz heute nichts tut. Führende Ökonomen, darunter Nobelpreisträger William Nordhaus, sehen eine weltweit einheitliche CO₂-Abgabe von vorerst gegen 50 Dollar pro Tonne als kostengerechte, optimale Klimamassnahme, welche die Schäden in etwa aufwiegt. In der Schweiz sind die CO₂-Abgaben zwar nach Sektor unterschiedlich, aber im Durchschnitt erreichen sie ungefähr das vorgeschlagene optimale

Weltniveau. Die Schweiz erfüllt ihre Pflicht also bereits. Jetzt viel mehr zu tun, um die Emissionen drastisch zu senken, wäre zerstörerisch, weil man die eigene Wirtschaft erwürgen würde – und die weltweiten Emissionen würden sich nicht ändern, weil andere die von uns eingesparten Brennstoffe dann gerne konsumierten. Die Auswirkung für die Schweiz wäre fatal, für die Welt null. Sommaruga sagt ja sogar selber: «Unsere Firmen sind längst dabei, von der fossilen Energie wegzukommen.» Warum dann also noch Zusatzbelastungen der Wirtschaft?

Auf die Frage, ob durch das Klimagesetz nicht Arbeitsplätze gefährdet würden, sagte Sommaruga: «Mit dem Gesetz schaffen wir Arbeitsplätze. Darum wird es von der Wirtschaft breit unterstützt. Ich höre von Unternehmern, dass sie klare Rahmenbedingungen wollen. Das Gesetz bringt Investitionssicherheit.»

Es ist nicht erstaunlich, dass das Gesetz von vielen Firmen unterstützt wird, weil diese mit Subventionen rechnen oder erwarten können, dass umweltpolitische Massnahmen ihnen Geschäftsgelegenheiten bringen werden. Aber diese Arbeitsplätze werden vor allem mit Geld geschaffen, das der Staat zuerst den Energieverbrauchern oder Steuerzahlern wegnimmt. Das fehlt dann genau dort, wo sich die Wirtschaft eigentlich frei entwickeln könnte. Also werden alles in allem eben Arbeitsplätze eliminiert.

Auf die Frage zu einer möglichen Stromlücke sagt Sommaruga: «Wir überprüfen das laufend. Die Energieperspektiven des Bundesamts für Energie zeigen: Netto null ist machbar und finanzierbar. Aber klar: Wir brauchen dafür mehr Strom. Deshalb will der Bundesrat die Stromproduktion in der Schweiz ausbauen.»

Sommaruga sagt «machbar und finanzierbar», die Frage der Kosten bleibt damit aber offen. Was heute beschlossen wird, kann morgen enorm teuer werden. Auch bezüglich des angesprochenen Strom-Mehrverbrauchs und des Ausbaus der Stromproduktion sagt sie nichts zu den Kosten. Nach oben offen.



Lonza muss liefern statt lafern

Die Lonza hat die Impfstoffproduktion nicht im Griff. Weil sich Albert M. Baehny verzockt hat.



Die Lonza hat neue Spindoktoren mit an Bord. Der *Tages-Anzeiger* transportierte letzte Woche deren erste grosse Geschichte.

Alain Berset teilte uns am letzten Freitag mit, dass alle Bundesrätinnen und Bundesräte über die Lonza-Offerte informiert gewesen seien. Und dass man – wenn schon – nicht mit dem Schmidli (Lonza), sondern mit dem Schmid (Moderna) hätte verhandeln müssen.

Der Bundesrat hätte die Lonza eine vierte Produktionsstrasse bauen lassen sollen. Nicht für die nachträglich verlangten 70 Millionen Franken, sondern zu den realen Kosten von 30 Millionen Franken. Und parallel dazu mit Moderna die Patentfrage klären müssen. Da die Schweiz wegen Roche und Novartis patentrechtlich keine Raubritter-Impfdosen herstellen kann. Leider haben wir im Bundesrat keine Unternehmerin, keinen Unternehmer.

Vor mehr als vier Monaten schrieb ich in der *Weltwoche*: «Viola Amherd müsste eine schweizerische Lichtgeschwindigkeitsstrategie entwickeln, um im nur 10 Kilometer von ihrem Wohnort entfernten Visp eine VBS-Produktionsstrasse aufbauen zu lassen, die am 15. Februar 2021 die Produktion aufnimmt.»

Null Reaktion. Auch nicht von Seiten jenes Freisinns, der plötzlich staatliche Impfstrassen fordert. Wer zu spät kommt, macht sich leider nur lächerlich. Auch mein selbstgefälliger Blick in den Rückspiegel bringt rein gar nichts. Denn die Zeit ist die Gegenwart. Frage an Watson: Warum feuern unsere Lonza-Spindoktoren mit einem Jahr Verspätung in Richtung Bundeshaus?

Die Antwort findet sich vor Ort, unter anderem im *Walliser Boten*, der gegen Google erfolg-

reich eine Paywall errichtet hat. Und dessen Inhalte eine kostenpflichtige Recherche in der Schweizer Mediendatenbank erfordern.

Die Lonza verfügt in Visp über drei nigel-nagelneue Produktionsstrassen, aber sie bringt diese nicht, noch nicht voll zum Laufen. Viele in der Belegschaft – und nur auf diese kommt es im März 2021 an – sind ausgebrannt und müde.

Albert M. Baehny war zeitweise Verwaltungsratspräsident und CEO der Lonza. Und gleichzeitig noch Verwaltungsratspräsident von Geberit. Etwas gar viel auf einmal. Baehny hat – seit Rolf Soiron in Pension ging – zwei matchentscheidende Fehler gemacht.

Null Reaktion. Auch nicht von Seiten jenes Freisinns, der plötzlich staatliche Impfstrassen fordert.

Fehler 1 — Baehny mobbte neben anderen den Lonza-CEO Richard Ridinger und den Visper Werksdirektor Jürg Solèr weg. Obwohl die beiden den Betrieb kannten wie ihren Hosensack. Es braucht in Visp wieder eine ruhigere Hand. Es ist ein Blödsinn, wenn Solèr in dieser Krise weiter für den roten Zürcher Stadtrat Wolff effizient Sortierung, Abfuhr und Verbrennung des Kehrichts organisiert.

Fehler 2 — Anstatt sich auf die Produktion der Impfstoffe zu konzentrieren, trieb Baehny in den letzten Monaten den unnötigen Verkauf der hochrentablen Lonza-Chemiesparte voran. Viele der besten Leute beschäftigten sich in Visp seit Monaten mit dem Verkauf dieser Chemiesparte an amerikanische Heu-

schrecken statt mit dem Hochfahren der Impfstoffproduktion.

Die Lonza wird erst verspätet liefern können, wenn sich nicht subito vieles ändert. Auch der Bundesrat ist dabei gefordert.

Rettungsboot 1 — Simonetta Sommaruga hat sich bis jetzt – wie die Lachnummer Lachgas beweist – einen feuchten Dreck um die Lonza gekümmert. Die Sanierung der Lonza-Deponie wird eine Milliarde Franken kosten. Alle normal sterblichen Umweltsünder müssen Sicherheiten für die absehbaren Sanierungskosten leisten. So etwa die Tamoil 10 Millionen in Collombey-Muraz. Die Lonza bisher nicht. Sommaruga müsste verlangen, dass die Lonza und die amerikanischen Heuschrecken solidarisch für diese Milliarde haften. Die Heuschrecken würden über Nacht das Weite suchen. Und Baehny könnte sich endlich, ohne vertragsbrüchig zu werden, auf seine Impfstoffproduktion konzentrieren.

Rettungsboot 2 — Viola Amherd müsste die bessere Hälfte des Personals ihres Spiezer ABC-Labors nach Visp detachieren, damit diese die ausgepowerten Angestellten und Arbeiter der Lonza entlastet. Und gleichzeitig nach geeigneten Durchdienern suchen, die bereit und fähig wären, in Visp zu arbeiten.

Ist es zu viel verlangt, dass sich unsere Bundesrätinnen und Bundesräte weniger um Gastro-Pipifaxereien kümmern als um die Beschaffung des Impfstoffs? Vermutlich ja.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz

Amherds Kinderkrippen-Armee

Die Schweizer Streitkräfte sollen weiblicher und grüner werden.

Das ist modern – aber gewinnt man mit einer solchen Armee auch einen Krieg?

Hubert Mooser

Pünktlich zum Internationalen Frauentag lancierte Verteidigungsministerin Viola Amherd (Die Mitte) ihr Prestigeprojekt zur Verweiblichung der Schweizer Armee. Der Oberwalliserin ist ein Frauenanteil von 0,9 Prozent im Militär zu niedrig. Deshalb geht sie nun geschlechterpolitisch in die Offensive. Und wie.

Auf der Website des Verteidigungsdepartements (VBS) – unter «Sicherheit ist auch weiblich» – sowie mit Flugblättern wurde ein erster Schritt zur gezielten Information von Frauen gemacht. Ausserdem sollen Videos von weiblichen Armeeingehörigen in den sozialen Medien verbreitet werden, wie schon jenes über Kampfpilotin Fanny Chollet, die als Werbeträgerin für die Kampfjet-Abstimmung erhalten musste. Eine neue Dienststelle für Frauenförderung soll alles koordinieren und als Anlaufpunkt für die Gleichstellung dienen.

Damit sich die Soldatinnen und Offizierinnen auch wohl fühlen, soll der Militärdienst familienfreundlich gestaltet werden. Ein wichtiger Punkt bei der Rekrutierung von weiblichem Personal ist nämlich gemäss einem internen Bericht auch das Einrichten von Krippenplätzen. Das alles hat zuvor schon die frühere deutsche Verteidigungsministerin Ursula von der Leyen vorexerziert, die auch noch Umstandskleider für Soldatinnen eingeführt hat – mit mässigem Erfolg. Bereits macht sich Amherds Parteikollegin, die Aargauer Nationalrätin Marianne Binder-Keller, für einen stilistisch attraktiveren Kleiderstil in der Armee stark.

Lasche Regeln

Was ist bloss los in diesem Land? Statt sich um die wirklichen Probleme der Schweizer Armee zu kümmern, versucht man also einmal mehr, irgendwelche Quoten zu erfüllen oder zu regeln. «Das tönt super und modern», sagt Armeespezialist und SVP-Nationalrat Thomas Hurter. «Damit lösen wir die Probleme unserer Armee aber nicht.» Für den Schaffhauser Politiker ist Frauenförderung in der Armee zwar ein hehres Anliegen, aber nicht



Soll künftig ein Amazonenheer die Landesverteidigung sicherstellen? Bundesrätin Amherd.

matchentscheidend. «Es sei denn, man ändere das Dienstmodell, so dass jede Schweizerin und jeder Schweizer einen Beitrag zur Landesverteidigung leisten muss.» Aber dazu würde es eine grosse Reform brauchen, und das sei wohl Zukunftsmusik.

Wäre es bloss so einfach, dass man mit Videos und farbigen Flyern die Streitkräfte wieder fit machen könnte. Das Problem sei nicht der tiefe Frauenanteil, sondern die laschen Regeln, die es jährlich 5000 bis 6000 Schweizern ermöglichen, der Armee den Rücken zu kehren, wie der Urner Ständerat und Sicherheitspolitiker Josef Dittli (FDP) sagt. Seit 2009 können nämlich Schweizer zwischen Armee und Zivildienst frei wählen. Als Folge davon steigen die Gesuche für den Zivildienst steil an. «Mit einer Gesetzesrevision hat man später versucht, den Übertritt in den Zivildienst zu erschweren.» Doch das Parlament habe diese Vorlage dann versenkt.

Exzellentes Fitnessstraining

Amherd war nicht ganz unschuldig daran. Sie weibelte in der Sommersession 2020 in ihrer eigenen Partei gegen das neue Zivildienstgesetz und wollte vor der Abstimmung zum Kauf eines neuen Kampffjets keine Kontroverse um die Armee riskieren. Die CVP (heute Mitte-Partei) machte daraufhin prompt eine Kehrtwende, und das Geschäft stürzte im Parlament ab. Jetzt probiert sie, mit Kinderkrippen und familienverträglichen Strukturen mehr Frauen in die Armee zu locken, um die Lücken aufzufüllen.

Soll künftig ein Amazonenheer die Landesverteidigung sicherstellen? Es gibt Studien, die Soldatinnen eine geringere körperliche Leistungsfähigkeit als Soldaten bescheinigen. Ausserdem zeigen Erfahrungen aus anderen

Vielleicht geht es Amherd nur darum, die Armee zu einem Bundesamt mit fixen Bürozeiten umzustrukturieren.

Ländern, dass in gemischten Einheiten Soldaten dazu neigen, nicht mehr ihren Auftrag zu erfüllen, sondern die Kameradinnen zu beschützen.

Aber vielleicht geht es Amherd nur darum, die Armee zu einem gewöhnlichen Bundesamt mit fixen Bürozeiten umzustrukturieren – bevor sie sich bei erster Gelegenheit in ein anderes Departement davonmacht.

Dabei war das Militär einst das Rückgrat und Fundament der Schweiz. Die Verzahnung von Unternehmen und Militär bildete ein Erfolgsmodell und die Offiziersausbildung die Voraussetzung für eine Karriere. «Das ist heute leider nicht mehr der Fall», sagt Hurter, obschon die Unternehmen von einer militärischen Ausbildung ihrer Kader profitie-

ren würden. «Man merkt bei Sitzungen sofort, ob jemand eine militärische Ausbildung genossen hat», sagt er. Und wo werden junge Leute nachhaltiger sozialisiert und mit den Grundwerten der Schweiz vertraut gemacht als während der militärischen Ausbildung? Wo sonst lernt man Teamarbeit und die verschiedenen Landesteile und Kulturen besser kennen? Obendrein ist die Militärausbildung ein exzellentes Fitnessstraining.

Doch dann schoss zuerst die Linke mit Initiativen und Referenden den Verteidigungswillen der Streitkräfte sturmreif. Auch sorgte eine Kaskade von missratenen Armeeformen dafür, dass die Armee heute nur noch der Schatten von dem ist, was sie einst darstellte.

Augenfällig ist dies bei den Beständen, die auf einen Sollbestand von 100 000 Mann heruntergefahren wurden. Ginge es nach den



Vorstellungen der Linken, würde man noch mehr Einheiten ausmustern. «Die Armee ist noch viel zu stark auf einen grossen vaterländischen Krieg ausgerichtet», findet jedenfalls die Zürcher Nationalrätin Priska Seiler Graf (SP). In Wahrheit sind einige Truppenteile personell, materiell und ausbildungsmässig weit von einer Einsatzbereitschaft entfernt. Dies auch, weil bloss 50 bis 60 Prozent zum Wiederholungskurs (WK) einrücken. Laut VBS kann das Training so nicht unter realen Bedingungen stattfinden; dadurch sinke die Bereitschaft der einzelnen Truppenkörper.

Denkt sie an Departementswechsel?

Nicht dass Viola Amherd, die seit dem 1. Januar 2019 das VBS leitet, untätig geblieben wäre. Sie hat Leute wie Ausbildungschef Daniel Baumgartner gefeuert – oder besser gesagt mit einem

fürstlichen Entgelt als Verteidigungsattaché in Washington entsorgt. Baumgartner soll exklusive Weihnachtsessen und Alkoholexzesse auf Kosten der Armee bewilligt haben. Sie ernannte anstelle des internen Favoriten Aldo C. Schellenberg Quereinsteiger Thomas Süssli

Aber wozu dient das Militär? Zum Schutz von Blumenwiesen und Artenvielfalt?

zum Chef der Armee. Sie hat auch versprochen, über grosse Rüstungsprojekte gründlicher zu informieren.

Weiter heisst es über Amherd, sie wolle die Armee umbauen, deren gesellschaftliche Akzeptanz erhöhen und einen inneren Kulturwandel herbeiführen. Was das konkret bedeutet, kann man in der letzten Armeebotschaft nachlesen. Das Militär soll nicht bloss familienverträglicher und weiblicher, sondern auch nachhaltiger und grüner werden. Die Armee müsse grösseren Wert auf Biodiversität und Umweltschutz legen, ihre Gebäude mit Solarenergie heizen, Strom aus eigenen Fotovoltaikanlagen beziehen, den Schiesslärm reduzieren, mit sauberen Militärfahrzeugen herumkurven und auf den Übungsplätzen die Belastung der Böden mit Schwermetallen möglichst vermeiden.

Krisenuntaugliches Heer

Aber wozu dient denn das Militär? Zum Schutz von Blumenwiesen und Artenvielfalt oder zur Abwehr einer militärischen Bedrohung und für den Krisenfall?

Es ist ja auch nicht so, dass unter Amherd alles besser geworden wäre. Die Pannen und Pleiten gehen weiter. Die Abstimmung zum Kauf eines neuen Kampffjets im letzten Jahr war ein Zufallssieg. Es gab einen «Beschaffungspusch» beim Drohnenprojekt und ein mittleres Debakel beim Kauf von Schutzmasken. Besonders die Corona-Pandemie deckte auf, wo die Armee krisenuntauglich ist. «Teile waren nicht gut darauf vorbereitet», sagt Nationalrätin Seiler Graf. Obschon eine Pandemie in allen Risikoanalysen schon lange ein grosses Thema war.

Dies versuchte man im Frühjahr 2020 mit der grössten Mobilisierung von Streitkräften seit dem Zweiten Weltkrieg zu überdecken. Weil viele Soldaten im Corona-Einsatz dann untätig herumsassen, kommentierten manche Medien, die Armee sei mehr Belastung als Hilfe gewesen. Auch bei der Umsetzung der Impfstrategie kommt dem Militär keine tragende Rolle zu. Israel verdankt es in erster Linie seiner Armee, dass das Land seine Bürger in rasantem Tempo gegen Covid immunisieren konnte. In der Schweiz plant die Armee dagegen die Einrichtung von Kinderkrippen.

Wie krank ist Joe Biden?

Die Aussetzer des 78-Jährigen häufen sich. Die mentale Gesundheit des US-Präsidenten wirft Fragen auf. Sein Umfeld schirmt ihn ab und hält dicht.

Urs Gehriger

Entschildigen Sie mich ... äh ... Was mache ich hier? ... Ich verliere hier den Überblick», hörte man neulich einen verwirrten US-Präsidenten in Texas vor versammelter Presse nach Worten kramen. Mehrmals hatte er vergeblich versucht, die Namen bekannter Parteikollegen auszusprechen, die kurz zuvor noch an seiner Seite standen. Verbale Blackouts, seltsame Wortbildungen, verstörte Blicke: Noch traut es in den Massenmedien kaum jemand auszusprechen, doch Bidens Aussetzer in aller Öffentlichkeit verdichten den Eindruck, dass mit dem amerikanischen Präsidenten etwas nicht stimmt.

Zweifel an Bidens geistiger Regsamkeit sind bereits früh im Wahlkampf aufgetaucht. Er wirkte unkonzentriert, tatterig, abwesend. Mit treffsicherem Instinkt für die Schwächen seiner Gegner nannte ihn Trump «Sleepy Joe». Vergleiche mit Filmaufnahmen aus dem Jahr zuvor machten deutlich, dass hier ein rasch gealterter Mann nach der Krone griff. Doch dann überraschte er seine Kritiker, als er zwei Präsidentschaftsdebatten lang wacker auf Kurs blieb.

Pandemie als Vorwand für die Deckung

Es waren kurze Momente der Luzidität. Die meiste Zeit des Wahlkampfes hielt sich Biden im Keller seines Hauses in Delaware verschanzt. Die Pandemie gab ihm den perfekten Vorwand für die Deckung. Für seine Vorsicht wurde er gar gelobt. Doch nun deutet Bidens auffälliges Mentalverhalten darauf hin, dass er mit dem «vorbildlichen» Social Distancing wohl aus der Not eine Tugend gemacht hatte. Eine Tugend, die er als Präsident fortzusetzen versucht. Mit Memo-Karten, die er in seiner Kitteltasche mitführt. Mit sparsam dosierten öffentlichen Auftritten. Und einem Team, das ihn hermetisch abschirmt.

Seit Amtsantritt hat Biden keine Pressekonferenz gegeben, das sind unterdessen bald sechzig Tage. So etwas hat es in den letzten hundert Jahren nicht gegeben. Jüngst wäre es bei einem virtuellen Auftritt beinahe zur Premiere gekommen. Biden zeigte sich bereit, Journalistenfragen zu beantworten. Ehe

es so weit war, erschien plötzlich das Signet des Weissen Hauses auf der Mattscheibe. Sein Team hatte den Präsidenten kurzerhand ausgeblendet.

Doch der fürsorgliche Betreuerstab kann nicht länger kaschieren, was für jedermann sichtbar ist. Vergangene Woche vergass Biden den Namen der grössten Abteilung der US-Regierung, des Verteidigungsministeriums, sowie den Namen des Mannes, den er kürzlich

Treten mentale Schwächen auf, bergen diese ein internationales Sicherheitsrisiko.

persönlich zu dessen Leiter ernannt hat, Lloyd Austin. «Danke an den Sek ... den ehemaligen General ... ich nenne ihn immer General ... mein ... mein ... der Typ, der den Laden da drüben leitet», irrlichterte der Präsident.

Bidens Krankengeschichte weist mehrere Komplikationen auf. 1988 erlitt er zwei Gehirnaneurysmen, die behandelt werden mussten. Aneurysmen sind Ausbuchtungen von Blutgefässen im Gehirn, die unbehandelt zu einem Schlaganfall führen können. Eines der beiden riss; obwohl er danach eine tiefe Venenthrombose und eine Lungenembolie hatte, stabilisierte sich Bidens Gesundheitszustand wieder. Bidens letzte offizielle Gesundheitsdiagnose stammt vom 19. Dezember 2019. Darin attestierte ihm sein langjähriger Leibarzt

Dr. Kevin O'Connor, Biden sei ein «gesunder, kräftiger 77-jähriger Mann», der den Aufgaben eines US-Präsidenten gewachsen sei.

Erste Ferndiagnose

Aufgrund der sich häufenden Aussetzer wagen erste Psychologen eine Ferndiagnose. Der Befund lautet mehrheitlich: leichte, aber bereits eindeutige Demenz. «Werden Lebensalter, Symptomatik und bisheriger Krankheitsverlauf berücksichtigt, liegt der Demenz von Biden am ehesten eine Alzheimer-Krankheit zugrunde», schreibt Wolfgang Meins, diplomierte Neuropsychologe und Professor für Psychiatrie auf Achgut.com. Allein aufgrund seiner Gedächtnisstörung sei Bidens Urteilsfähigkeit «erheblich beeinträchtigt». Länger zurückliegende Ereignisse würden überbewertet, neuere dagegen kaum oder gar nicht berücksichtigt.

Ferndiagnosen sind in Medizinerkreisen verpönt. Sie sind unzuverlässig und können zu falschen Schlüssen führen. Das galt für Donald Trump, wo Heerscharen von Psychologen vernichtende Atteste feilboten. Das gilt auch für Joe Biden. Da es sich beim US-Präsidenten jedoch um den mächtigsten Politiker mit Befehlsgewalt über die schlagkräftigste Armee der Welt handelt, ist dessen Gesundheit von globalem Interesse. Treten mentale Schwächen auf, bergen diese ein internationales Sicherheitsrisiko.

Das dämmert offenbar auch Bidens Parteikollegen. Obwohl kein Demokrat auszusprechen wagt, dass der Kaiser keine Kleider trägt respektive den Kopf zu verlieren droht, steigen die Sorgen im eigenen Lager. Am 22. Februar haben 31 demokratische Kongressabgeordnete Biden per Brief ans Herz gelegt, die alleinige Befehlsgewalt über die Atomwaffen abzugeben. In der US-Geschichte ein beispielloser Vorstoss.

Mit jedem verstörenden Auftritt des Präsidenten wächst der Druck auf das Weisse Haus, der Öffentlichkeit Rechenschaft abzulegen. Noch hält sich Bidens Team bedeckt. Und die Massenmedien schweigen mit.



Gerichtshof auf Abwegen

Darf die Schweiz in Strassburg vielleicht doch auf Einsicht hoffen?



Max Beeler hat sich womöglich zu früh gefreut. Der Appenzeller Witwer wurde letztes Jahr schweizweit bekannt, weil er nach jahrelangen juristischen Auseinandersetzungen vor dem Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte Gehör gefunden hatte. Beeler sei von der Schweiz in der Ausübung seines Rechts auf Familienleben diskriminiert worden, befanden die Strassburger Richter. Die persönliche Geschichte des Witwers, die traurig ist, und sein Sieg, den er gegen die Schweiz errungen hatte, wurden in den hiesigen Medien ausgiebig gewürdigt, er selber als unbeirrter Kämpfer für das Recht und als Antidiskriminierungsheld gefeiert. Doch die Angelegenheit ist nicht so simpel gestrickt, wie man denken könnte, und sie ist noch nicht zu Ende.

Beeler war nach dem Unfalltod seiner Frau mit seinen zwei kleinen Töchtern allein zurückgeblieben. Als die jüngere von ihnen volljährig wurde, wurde ihm die Witwenrente gestrichen. Beeler wollte das nicht hinnehmen, schliesslich haben Frauen in derselben Situation weiterhin Anspruch auf Witwenrente – warum das bei ihm nicht der Fall sein sollte, leuchtete Beeler nicht ein. Das Gesetz ist allerdings klar: Es behandelt Witwen besser als Witwer, weil es davon ausgeht, dass sie nach dem Tod des Mannes eher in finanzielle Not geraten können und daher speziell zu schützen sind. Das muss man nicht gut finden, ja, man kann darin durchaus eine ungerechtfertigte Benachteiligung der Männer sehen. Das ist aber nicht der springende Punkt. Die Frage ist vielmehr, was die Schweizer Witwenrente die Strassburger Richter angeht. Die Antwort ist: nichts.

Dazu muss man wissen, dass die Schweiz das erste Zusatzprotokoll zur Europäischen Menschenrechtskonvention, in dem es um Sozialleistungen geht, ganz bewusst nicht ratifiziert hat. Man wollte vermeiden, dass jeder, der sich vom Sozialstaat nicht gut genug behandelt fühlt, nach Strassburg rennen und gegen die Schweiz klagen kann. Das Problem ist nun, dass sich der Gerichtshof seit geraumer Zeit nicht mehr an diese Grenze hält und die Menschenrechtskonvention so extensiv aus-

Geht es so weiter, wird die Schweizer Sozialpolitik bald in Strassburg entschieden.

legt, dass jetzt plötzlich auch Sozialleistungen und Abgaben darunterfallen. So hat neben Beeler jüngst ein Berner recht erhalten, der sich wegen der Wehrpflichtersatzabgabe diskriminiert fühlte, ebenso vor einiger Zeit eine Teilzeit arbeitende Mutter, die sich bei der Invalidenrente als benachteiligt ansah.

Weitere unzufriedene Schweizer haben ihre Klagen beim Gerichtshof bereits deponiert, oft sekundiert von gewieften Anwälten, die über den juristischen Weg das Schweizer Sozialsystem abändern wollen. Für die Schweiz bedeuten diese Urteile meist, dass sie ihre Gesetze anpassen muss. Geht es so weiter, wird die hiesige Sozialpolitik bald nicht mehr durch Parlament und Volk bestimmt, sondern in Strassburg entschieden.

Umso erfreulicher ist es, dass der Bundesrat im Fall Beeler nicht einfach klein beigegeben,

sondern den Weiterzug an die Grosse Kammer in Strassburg verlangt hat. Vor ein paar Tagen wurde diesem Gesuch stattgegeben, was eine echte Überraschung ist. Die Strassburger Instanz ist demnach bereit, in grosser Richterrunde über die Grenzen ihrer Rechtsprechung zu diskutieren und sich den Schweizer Standpunkt anzuhören. Das lässt hoffen – vielleicht gibt es in ihren Reihen tatsächlich genügend vernünftige Köpfe, die einsehen, dass man einem Land nicht Verpflichtungen auferlegen darf, die es nicht eingegangen ist. Dass die Schweiz auf die Hinterbeine steht, ist umso richtiger, als sie wie etwa auch Grossbritannien zu jenen Ländern zählt, welche die teils übergreifende Rechtsprechung aus Strassburg eindämmen wollen.

Eigentlich könnte man annehmen, dass der Gerichtshof mit all den menschenrechtlichen Problemen, die es in den 47 Europaratsstaaten – von Aserbaidschan über Russland bis zur Türkei – gibt, genug zu tun hätte. Dass man in Strassburg hin und wieder auch an Musterschülern wie der Schweiz herum-mäkelt, ist zwar nachvollziehbar. Schliesslich geht es darum, dass die osteuropäischen Länder, die punkto Menschenrechte die eigentlichen Problemfälle sind, das Gesicht wahren können, und da hilft es, wenn nicht nur immer sie, sondern punktuell auch die Westeuropäer eine Rüge kassieren. Dennoch wirkt es nachgerade absurd, dass sich der Gerichtshof nun ausgerechnet auf das grosszügige Sozialsystem der Schweiz einschiesst und überall Menschenrechtsverstösse wittert.

Ruhe ist sein Charisma

Baden-Württembergs grüner Ministerpräsident Winfried Kretschmann ist ein Anti-Feuerkopf, der das schwäbisch-bürgerliche Vertrauen genießt. Ich erlebte das Phänomen aus der Nähe.

Matthias Matussek

An einem Triumph Winfried Kretschmanns von den Grünen bei den Landtagswahlen in Baden-Württemberg zweifelte im Vorweg kaum ein Beobachter – der 72-Jährige ist die ideale Verkörperung eines Landesvaters. Seit zehn Jahren, seit der Wahl nach dem Unglücksfall von Fukushima, regiert der ruhige alte Herr unangefochten im «Ländle», eine erste Amtszeit mit der SPD, die zweite mit der CDU, nun hat er, dank des vermutlich starken Abschneidens der FDP, die Option einer Ampelkoalition.

Das alles bedeutet zweierlei. Erstens: Winfried Kretschmann ist ein Siegertyp. Zweitens: Er ist flexibel und pragmatisch.

Drittens, muss man hinzufügen, ist er Realist bis in die Knochen, was ihn dann doch von den linksgrünen Träumern der Bundespartei unterscheidet. Beispiel: CO₂-freies Fahren. Mit einigem Recht weist der Chef im Land der Autobauer darauf hin, dass Elektrofahrzeuge erst dann Sinn in der Umweltbilanz machen, wenn ihre Akkus von erneuerbaren Energiequellen gespeist werden. Und bis dahin ist es ein weiter Weg.

Ketzersätze für eingefleischte Grüne

Dabei war Kretschmann selber mal ein linker Weltumstürzler, ein Alles-neu-Macher und Spinner im Geiste eines marxistischen «Great Reset». Da er in den siebziger Jahren Mitglied des Kommunistischen Bundes (KB) war – wie übrigens das halbe Schröder-Kabinett dreissig Jahre später –, war ihm der Staatsdienst mit einer Anstellung als Lehrer verwehrt. So wollte es der damals von den SPD-Granden Willy Brandt und Helmut Schmidt verfügte «Radikalenerlass». Ja, diese SPD gab es mal.

Offenbar hat Kretschmann gelernt, sich von den grossen Menschheitsbeglückungsplänen zu verabschieden. In seinen Worten: «Ich habe die erschreckende Macht der Verblendung erkannt.» Er war intelligent und moralisch sensibel genug, das grauenhafte totalitäre Unterfutter derselben zu erkennen. So ist er, als praktizierender Katholik, skeptisch gegenüber allen irdischen Erlösungsfantasien, auch den missio-



Eigentlich wollte er Priester werden: Landesvater Kretschmann.

narischen Grünen gegenüber, und er wolle gar nicht abstreiten, «dass der Idealismus in unserer Gründungsphase zivilreligiös aufgeladen

Er hat gelernt, sich von grossen Menschheitsbeglückungsplänen zu verabschieden.

war – und manche Parteitage schon Anklänge an eine Messe hatten».

Er sagt für eingefleischte Grüne solche Ketzersätze wie: «Das Asylrecht ist nicht dazu geeignet, Menschen, die aus Armut nach Deutschland kommen, hierzubehalten.» Und

diesen, den er auch unseren Greta-Ikonografen auf den Kirchenkanzeln unter die Nase reiben könnte: «Erst wenn man von der totalitären Erlösungsfantasie ablässt, die Welt retten zu wollen, wird man reif zur Politik. Erlösung ist etwas für den Erlöser – und davon gibt es für Christen nur einen, und der sitzt im Himmel.»

Wie in Gogols Komödie

Ich hatte vor der vorletzten Landtagswahl die Gelegenheit, mit ihm durch sein Ländle zu fahren und ihn dabei kennenzulernen. Es hatte etwas von Gogols wunderbarer Komödie: Alle sechs bis acht Wochen kommt der Revisor, und die Bürgermeister der Dörfer und Kleinstädte

zeigen sich von der besten Seite. Doch der Revisor Kretschmann kommt nicht inkognito, um eine Verwechslung wie in Gogols Komödie zu vermeiden, sondern mit einer imponierenden Flotte von Dienstlimousinen und Mitarbeitern und Landespolitikern.

Damals allerdings galt ohnehin höchste Alarmbereitschaft, die Nerven lagen blank, denn da stand dieser dicke Elefant herum, in jedem Rathaus, jedem Gemeindesaal dort im Neckar-Odenwald-Kreis, und er hiess «Flüchtlingsproblem» oder «Welle» oder «Lawine». Die Zeiten waren so, im November 2015.

Baurecht und Gähnen

Rund vierzig Ortsvorsteher sind erschienen, Kretschmann nimmt Platz in der «Alten Mälzerei» in Mosbach, hochaufgeschossen mit weissem Bürstenschnitt, schlank, leicht gebückt von den Dienstjahren, er könnte einer dieser altmodischen, unbestechlichen Pauker an der Pensionsgrenze sein, und er lässt die Grussworte, die mal umständlicher, mal kürzer sind, unbewegt über sich ergehen.

Dann geht es um Baurecht und die «Plausibilitätsprüfung der Bauflächenbedarfsnachweise» und das «Landesgemeindefinanzierungsgesetz» und Gähnen. Festtagsgesichter, Festtagsanzüge, und der unsichtbare Elefant gähnt ein bisschen mit, und dann spricht man doch über ihn.

Kleiner Flüchtlingsgipfel. Gegenüber auf der Wiese unter den bunten Herbstwald auf der Anhöhe sollen Zelte aufgebaut werden für rund 300 Flüchtlinge, die Mosbach zugewandert wurden. Natürlich sei das eine Mühsal, die Ehrenamtlichen seien nicht endlos belastbar, und Kretschmann sagt: «Mir könntet da nix mache, des isch halt so, die kommet halt.» Eine Kita-Mitarbeiterin ereifert sich, der Betreuungsschlüssel liege ohnehin schon zu hoch und ...

Kretschmann nickt beruhigend.

Ruhe ist sein Charisma. Bedächtigkeit. Jeder Satz, jede Frage scheinen das Ergebnis einer langen gedanklichen Prüfung zu sein. Er ist der Anti-Feuerkopf, der das schwäbisch-bürgerliche Vertrauen genießt, im Sinne von: geniessen. Eigentlich wollte er Priester werden. Tatsächlich ist da auch etwas Seelsorgerisches, wenn er sich unendliche Zeit nimmt, auf all die Fragen einzugehen.

Dann steht das auf dem Programm, was ihn richtig euphorisiert. Spaziergang rüber zur Dualen Hochschule, ein Prunkstück im Ländle der Tüftler und Ingenieure. Winfried Kretschmann ist sichtlich in seinem Element. Er stellt die richtigen Fragen, und später, im neuen Labor, lässt er sich die IT-Steuerung von Fabrikanlagen und eine Datenbrille vorführen, schon ein dolles Ding, das Ganze.

Für Momente sind wir wieder im schönen Alltag, im Bundesland mit den meisten Patent-

anmeldungen, im Vorzeige-Flächenland mit den vielen mittelständischen Betrieben, der Pauker in ihm lächelt, der Revisor in ihm ist zufrieden, das hier ist die Zukunft.

Kretschmann erzählt von seinen Reisen nach China und nach Kalifornien, breit schwäbelnd. «Mir werdet von zwei Seite angegriffe, mir stehet im globaaale Wettbewerb, darauf müsset mir uns einstelle.»

Mittlerweile vergoldet die Nachmittags-sonne die Herbstwälder und Rebenblätter, die Karawane setzt sich erneut in Bewegung, in Richtung Hardheim, nun direkt zum Elefanten. In ein Flüchtlingslager, das Schlagzeilen

Islamunterricht? «Welchen Islam?», fragt Kretschmann müde. Es gebe verschiedenste Richtungen.

machte, weil der Bürgermeister des Fleckens Benimmregeln aufstellte, die über die Achtung des Grundgesetzes hinausgingen.

Eine Art Dolmetscherrolle

Licht in den Fenstern der Carl-Schurz-Kaserne auf dem Hügel über Hardheim, Kinder spielen zwischen den Wohnblocks, als die Staatskarawane die Security passiert, Kamerateams laufen vor dem Ministerpräsidenten her, schnell ist man umringt von Trauben von Menschen. Daraus sticht einer hervor, pocken-narbiges Gesicht, Lächeln, Chaché heisst er, er spricht Englisch und gebrochen Deutsch.

Chaché hat hier eine Art Dolmetscherrolle übernommen und präsentiert eine Liste von Beschwerden. Ganz oben: noch immer kein Taschengeld. Dann: Das Essen ist schlecht. Lebensmittelvergiftung bei Kindern. Termine in Karlsruhe sollten früher organisiert werden.

Auf dem Weg zur Pressekonferenz in der Kaserne kommen weitere Beschwerden. Der achtzehnjährige Fahid findet die Kleiderausgabe unsäglich, man dürfe nichts selber aussuchen, im Übrigen sei alles Secondhandware.



Nicht alle hier kommen offenbar aus dem Bürgerkrieg. Es sind Nigerianer unter den Asylanten, ein Aushang über Alkohol- und Waffenverbot hängt im Treppenhaus, auf Französisch, Arabisch und – Tamil. Ist der Bürgerkrieg in Sri Lanka nicht seit zehn Jahren befriedet?

Kretschmann trotz diesem Sturm der Unzufriedenen stoisch. In einer Art Schulraum im dritten Stock der Kaserne zeigt er sich in einer Pressekonferenz begeistert über die Arbeit, die Ehrenamtliche hier verrichten. Und er weiss, dass sie nicht grenzenlos strapazierbar sind.

Gruselige Verordnungspolitik

Nach einem letzten Termin, der sich fast bis Mitternacht zieht – irgendein Kaff feiert sein 750-jähriges Bestehen mit Bürgermeisteransprachen und Kinderchören –, lässt sich ein total erschöpfter Landesvater in seine Limousine fallen, zu einem Vieraugengespräch, in dem mir seine introspektive Gelassenheit gefiel, mit der er die jüngsten Hysterien seiner Partei – Thema: Sexualerziehung an Grundschulen – fortwischte. Es gibt Wichtigeres.

Islamunterricht? «Welchen Islam?», fragt Kretschmann müde. Es gebe die verschiedensten Richtungen. Selbstverständlich hatte er damals Bedenken gegen allzu Ankara-nahe Vereine. Nebenbei, so berichtete inzwischen die FAZ, brechen bis zu 30 Prozent der Studenten ihre Ausbildung zu Religionslehrern an den Pädagogischen Hochschulen Freiburg und Tübingen ab, weil sie die dort gelehrt Islam-Auslegung für zu liberal halten.

Am Tag nach unserem Limousinen-Gespräch meldet sich eine spezifische Form des Islam, eine grauenvolle: Im Musikklub «Bataclan» in Paris richteten islamistische Terroristen mit der Beihilfe von dort beschäftigten muslimischen Kellnern, die ihnen die Türe öffneten, nicht nur ein grässliches Massaker mit 130 Getöteten und 683 Verletzten an, sondern sie folterten ihre Opfer über Stunden, während Polizeikräfte draussen auf den Einsatzbefehl warteten, auf die allerentsetzlichste Weise.

Viereinhalb Jahre später steht für mich fest, dass Kretschmann – auch wenn er sich des rituellen AfD-Bashings nicht enthalten kann – mit seinem neuerlichen Wahlsieg, der sich seinem völlig unideologischen und pragmatischen Politikverständnis verdankt, auch die grünen Granden Annalena Baerbock und Robert Habeck nervös machen dürfte. Warum?

Weil Kretschmann klarmacht: Die Wähler mögen doch eher den konservativen Realismus von Arbeitsplatzsicherung und Krisenmanagement, religiöser Verankerung und Heimatliebe als die gruselige Verordnungspolitik der jüngeren Missionare, der grünen urbanen Eliten, die Utopien wie «One World» «Grenzenlose Willkommenskultur», «Great Reset» oder andere ins Volk hineinknüppeln wollen.

Schwindel vom besseren Kapitalismus

Persönlichkeiten wie WEF-Gründer Klaus Schwab und Papst Franziskus wollen das Wirtschaftssystem verändern. Das ist eine schlechte Idee.

Tito Tettamanti

Es ist gerade Mode, sich als Kämpfer für einen besseren Kapitalismus zu geben. Viele Manager von grossen Multis, die Menschen von Davos und Professor Klaus Schwab, der sogar ein Buch darüber verfasst hat, verdammen den sogenannten Shareholder-Value, also die Idee, dass Unternehmen vor allem dazu da sind, Gewinne zu erzielen.

Ihre Kapitalismuskritik gibt zwar vor, nach Verbesserungen zu suchen, was immer lobenswert ist, bei jeder Tätigkeit. Es drängt sich aber der Eindruck auf, dass sie in Tat und Wahrheit mit den Feinden des Kapitalismus einen Kompromiss anstreben, der es ihnen erlaubt, ihre Geschäftsmacht zu erhalten oder auszudehnen. Aus diesem Grund sind sie bereit, konzeptuelle Verwirrung zu akzeptieren und zunehmend antikapitalistischen Gedanken Platz einzuräumen – immer vorbehaltlich dessen, dass sie im Führersitz bleiben.

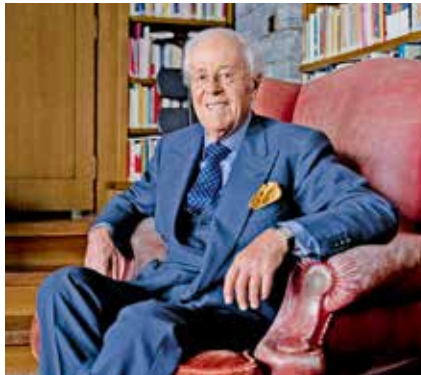
Paradies auf Erden

Was ist Kapitalismus wirklich? Ein System, das Reichtum schafft. Andere Ziele kann er nicht verfolgen. Daher ist Kapitalismus keine Ideologie. Die Resultate bestätigen, dass das System Erfolg gehabt hat. Es hat seine Aufgabe über die Jahre hinweg ständig erfüllt. Niemand kann bestreiten, welcher Wohlstand zwischen dem 18. Jahrhundert und heute entstanden ist. Der Fortschritt der Menschheit innerhalb von 300 Jahren ist mit der Stagnation der früheren Jahrtausende nicht zu vergleichen.

Ist der Kapitalismus fehlerfrei? Selbstverständlich nicht. Aber was ist die Alternative?

Eine Alternative ist die marxistische Ideologie, die auf eine klassenlose Gesellschaft zielt und das Paradies auf Erden verspricht. Ihr Erfolg fusst, neben der Anziehungskraft utopischer Gedanken an sich, auf dem theoretischen Werk von Karl Marx, einem grossen Denker seines Jahrhunderts. Weniger überzeugend sind die Resultate in der Realität: Pleiten überall dort, wo der Marxismus ausprobiert wurde. Während der Kapitalismus Reichtum schafft, wenn auch ungleich verteilt, bewirkt der Marxismus allgemeine Misere, ausser für die Oligarchen.

Eine zweite konzeptionelle Alternative zum Kapitalismus bestand in der seriösen Anstrengung von Politikern wie Tony Blair, Bill Clinton oder Gerhard Schröder. Sie stützten sich auf das theoretische Konstrukt von Anthony Giddens und wollten das Beste aus den Welten des sozialdemokratischen Staatsgedankens und der kapitalistischen Prinzipien miteinander verschmelzen – ein vom Staat stark beeinflusster,



Das freie Eigentum: Autor Tettamanti.

geordneter und eingeeengter Kapitalismus. Rein gedanklich war das interessant und mutig, praktisch aber erfolglos aufgrund der Unvereinbarkeit. Resultat: ein gebremster Kapitalismus, der schwerfällig ist, mit zunehmend überschuldeten Staaten und immer mehr Bürokratie.

Destruktive Kreativität

Der Gedankenfehler lag in der Illusion, dass der Kapitalismus seine Ziele auch ausserhalb seines Humus erreichen könnte. Voraussetzungen für das Funktionieren des Kapitalismus sind der Liberalismus und der Markt mit seiner destruktiven Kreativität. Hierbei ist der Liberalismus die Ideologie für ein politisches System, das natürliche Rechte sichert und vor staatlichen Eingriffen schützt. Und der Markt bewirkt, dass die Bedürfnisse und Neigungen der Konsumenten den Preis festlegen, ohne Platz für Monopole oder Kartelle. Joseph Schumpeter hat uns mit seinem berühmten Ausdruck der «kreativen

Zerstörung» den Weg zur Innovation gezeigt. Kapitalismus mit ständiger Innovation bedeutet Fortschritt.

Wie verhält sich dazu der von Klaus Schwab und anderen gewünschte «Stakeholder-Kapitalismus»? Er ist eben kein Kapitalismus, weil er das freie Eigentum, den Einsatz der Produktionsmittel sowie die freie Entstehung der Preise beeinflussen will. Das Gleiche gilt für andere Varianten. Sie werden nie in der Lage sein, das zu erreichen, was der Kapitalismus (auch wenn stark gebremst wie heute) in den letzten drei Jahrhunderten geschafft hat.

Verwirrung stiften

Leute von Professor Schwab bis hin zu Papst Franziskus sprechen von inklusiven und nachhaltigen Modellen (auch wenn die Führung der Finanzen des Vatikans nicht als beispielhaft taxiert werden darf). Die Unternehmer müssten sich von ihrem wirtschaftlichen Kalkül lösen und den nichtfinanziellen Massstäben den Vorrang einräumen. Damit entfernen sie sich äusserst weit vom kapitalistischen Gedanken.

Jede Überzeugung hat das Recht, vertreten zu werden. Für die eigenen Überzeugungen und Interessen zu kämpfen, ist mehr als legitim. Die Politik ist ein Mechanismus zum Austragen gesellschaftlicher Interessenkonflikte. Aber man sollte dabei Begriffe und Bezeichnungen vermeiden, die Verwirrung stiften können.

Genau das machen aber die Wortführer des «besseren» Kapitalismus. Dieser ist ein dreifacher (gewollter?) konzeptioneller Irrtum: Er ist ein Verrat am erfolgreichen Kapitalismus mit seinen klaren Zielen, er will Aufgaben übernehmen, die der Politik zustehen, und versucht gleichzeitig, bisherige Rechte der Bürgerinnen und Bürger an Manager von grossen Multis und Technokraten zu vergeben. Die Verwendung von zweideutigen und unkorrekten Aussagen, um der Welt einen sogenannten «besseren» Kapitalismus aufzudrängen, könnte somit als intellektueller Schwindel bezeichnet werden.

Tito Tettamanti ist ein Schweizer Rechtsanwalt, Politiker und Unternehmer.

Buschauffeur im Cockpit

Wie man einen Chefredaktor feuert und ersetzt, dargestellt am Beispiel der *NZZ am Sonntag*.



Der erste Auftritt eines neuen Chefs, wie man weiss, ist oft entscheidend. In der Psychologie nennt man es den Halo-Effekt. «Halo» heisst Heiligenschein.

So besehen hatte Jonas Projer keine gute Halo-Premiere. Letzte Woche präsentierte sich der neue Chefredaktor der *NZZ am Sonntag* seiner Redaktion, via Video, wie das heute üblich ist. Unüblich hingegen war seine Selbstdarstellung.

«Ich komme hierher», sagte Projer, «aber ich weiss, dass ich noch sehr viel lernen muss.» Der neue Chef, spötteln sie seitdem auf der Zeitung, hat sich uns als Dilettanten verkauft.

Das Problem ist nur, dass das stimmt. Jonas Projer ist seit über fünfzehn Jahren im Journalismus, aber er hat in dieser Zeit keine Sekunde auf einer Zeitungsredaktion gearbeitet. Zuletzt war er Sendeleiter von Ringiers Blick-TV, zuvor Korrespondent und «Arena»-Moderator beim Schweizer Fernsehen. Bei der *NZZ am Sonntag* ist es darum etwa so, wie wenn man nun einen Mann ins Cockpit eines Flugzeugs setzt, der vorher als Buschauffeur gearbeitet hat.

Warum, so fragt man sich also, geht die *NZZ* mit dem Presse-Newcomer Projer ein so hohes Risiko ein? Und warum geht wiederum Projer ein so hohes Risiko ein?

Die Antwort ist in beiden Fällen identisch. Beide Seiten hatten sich in eine arge Sackgasse manövriert, die nur mit einem Befreiungsschlag zu verlassen war.

Die *NZZ am Sonntag* war in einer strategischen Sackgasse. Seit der bisherige Chefredaktor Luzi Bernet 2017 übernommen hatte, steuerte das Blatt ins publizistische wie politische Niemandsland. Unter Bernet, Typus netter

Kumpel und führungsschwach bis zur Selbstaufgabe, konnte sich die Redaktion ideologisch austoben und verwandelte dadurch die vormals liberale Zeitung in ein bunt-rot-grünes Jekami. Klimaschutz, Genderismus, Multikulti und Wirtschaftskritik waren auf einmal dominierende Themen im Blatt.

Die Führungsetage der konservativen *NZZ*-Gruppe zog darum die Reissleine und begann im letzten Sommer mit der Suche nach einem bürgerlich-verlässlichen Nachfolger. Zuoberst auf der Liste standen Patrik Müller,

Projer, dies der Grund des überstürzten Absprungs, war in einer charakterlichen Sackgasse.

der Chefredaktor der Tageszeitungen von CH Media, und Christian Dorer, der publizistische Leiter der *Blick*-Gruppe. Im August 2020 bot man beiden die Chefredaktion der *NZZ am Sonntag* an.

Müller wie Dorer sagten ab. Beide hatten erst vor wenigen Jahren ihren heutigen Job angetreten. Loyalität zu ihrem Verlagshaus war für sie darum vorrangig.

Projer hingegen hatte kein Problem mit Illoyalität. Obwohl sein *Blick*-TV erst im letzten Februar gestartet war, sagte er der *NZZ*-Gruppe sehr schnell zu, als sie ihn dann als zweite Wahl anfragte.

Projer, dies der Grund des überstürzten Absprungs, war in einer charakterlichen Sackgasse.

Man kann bei Ringier reden, mit wem man will, das Urteil zu Projer ist so einhellig ne-

gativ, dass einiges daran sein muss. Projer, so sagen alle, ist der schlechteste Teamplayer, den sie im Haus je erlebt haben, eine egozentrische Drama-Queen, unempfänglich für alle kollegialen Ratschläge und stattdessen ein permanenter Besserwisser auch dort, wo er wenig Ahnung hat. Projer ist der Typus, so sagen sie, der auch dem Hauselektriker von Ringier rechthaberisch erklärt, wie man eine Steckdose richtig montiert.

Es kam darum regelmässig zum Knall. Besonders heftig geriet Projer mit der operativen Chefin der *Blick*-Gruppe, dem IT-Chef und der Online-Chefin zusammen, weil die digitale Kompetenz des TV-Mannes zwar sehr bescheiden ist, er sich aber für einen Experten hält. Am Schluss war der nicht teamfähige Projer im Newsroom des *Blicks* völlig isoliert, niemand wollte noch mit ihm zusammenarbeiten. Bis in die Unternehmensspitze von Ringier ist die Erleichterung darum gross, dass man ihn nun so elegant losgeworden ist.

Nun muss das aber nicht heissen, dass Projer bei der *NZZ am Sonntag* zwingend scheitern wird. Denn der Mann hat auch unbestrittene Qualitäten. Er ist ein unermüdlicher Antreiber und Motivator, ideenreich und unerschrocken, das müssen auch seine Kritiker zugeben. Und er ist politisch zuverlässig. Seine Ausrichtung sei «bürgerlich-liberal» versicherte er der *NZZ*-Spitze, die das mit Behagen hörte.

«Ich weiss, dass ich noch viel lernen muss», sagte Projer bei seiner Antrittsrede auf seiner neuen Redaktion. Wenn er das ernst meint, wird das ein interessantes Experiment. Wenn nicht, wird es eine Episode.

Kunstliebhaber Alain Berset

Unser Gesundheitsminister ist auch Kulturminister.

Mit ganz eigenen Vorlieben in darstellender Kunst, Film, Literatur und Musik.

Christoph Mörgele

Alain Berset hat die Künstler gern. Gleich zu Beginn der Covid-Krise wollte er für den zweimonatigen Verdienstausschlag der Kulturschaffenden die astronomische Summe von 1,3 Milliarden Bundesfranken herausholen. Bei einer Anzahl von 21200 haupt- und freiberuflichen Kulturschaffenden hätte der Betrag im Schnitt jedem einzelnen 61300 Franken in die Kasse gespült. Der Gesamtbundesrat stutzte den Betrag dann auf vorerst 280 Millionen zurück. Seither ist allerdings massiv weiter aufgestockt worden. Keine andere Berufsgruppe hat derart viele Gelder à fonds perdu bezogen wie die Künstler. Und auch ohne Covid fliessen heute allein vom Bund rekordhohe jährliche 320 Millionen in die Kultur, die doch eigentlich unter kantonaler Hoheit stünde.

Doch welche Sparten bevorzugt Bundesrat Berset persönlich? In der bildenden Kunst gefällt ihm das Moderne und Zeitgenössische. Dabei kommt dem Kulturminister schon mal der Gesundheitsminister in die Quere: Als Berset der Tabakwerbung den Kampf ansagte, sorgte dies bei der Art Basel für rote Köpfe – das Zigarrenunternehmen Davidoff hat sein Sponsoring massiv reduziert. Berset ist sehr angetan von dieser globalen Kunstmesse, an der er die Schweizer Designerpreise überreicht: «Die Art Basel überzeugt und beeindruckt Jahr für Jahr.» Auch das Museum Tinguely in Basel hat in Alain Berset einen grossen Fan: «Als Freiburger ist das doch klar! Auch wir haben berühmte Künstler hervorgebracht.»

«Ich hatte immer Interesse an Fotos»

Zu ihnen gehört vielleicht irgendwann Muriel Zeender, Bersets Ehefrau. Sie erhielt 2016 vor ihrer ersten Vernissage als Malerin eine dreiseitige Hommage in der Ringier-Zeitschrift *L'Hebdo*. Ähnliches dürfte ein Anfänger ohne Beziehungen in die grosse Politik kaum erwarten. Die Malerei war für die Newcomerin «ein einzigartiger, intimer, ganz persönlicher Raum der Freiheit». Die Kritik nannte Zeenders selbstbewusst konzipiertes, meist grossformatiges Werk in Öl «poetisch», «sinnlich», auch «melancholisch» oder «verstörend».

Zeenders Bilder werden von Alain Berset auch in Bern präsentiert, so dass Emil Steinberger schwärmte: «Wir durften ihn im Bundeshaus besuchen, dort haben wir Bilder von seiner Frau Muriel gesehen. Sie ist eine begnadete Malerin.»

«Ich hatte immer Interesse an Fotos», betont Berset. «Darum mag ich Instagram am meisten.» Der Magistrat setzt sich gerne selber ins Bild und produziert eigenhändig Selfies. Seit seinem Präsidentschaftsjahr 2018 hält er sich mit Peter Klaunzer eine Art offiziellen Bundesratsfotografen. Seine künstlerischen Vorlieben sorgen allerdings im Netz für Verstörung. Berset ist auf die Galerie C in Neuenburg und Paris abonniert, die auf Instagram Fotos und Bilder zeitgenössischer Kunst zeigt. Hier klickt der Bundesrat auch bei Illustrationen auf «Gefällt mir», die einem Mehrheitsgeschmack ganz gewiss nicht behagen, etwa von Thomas Brasey,

Wolfgang Tillmans, Leopold Rabus oder Sophie Jodoin.

Cineast und Feminist

Was die Literatur betrifft, so bezeichnet sich Alain Berset als Leser von «sehr verschiedenen Sachen». Auf seinem Nachttisch lägen Churchills Memoiren, doch mag er auch Westschweizer Autoren wie Joël Dicker oder Daniel

Der Hinweis, dass Berset Klavier spielen kann, fehlt in keinem Porträt.

de Roulet, der sich nach mehr als dreissig Jahren zu einem nie aufgeklärten Brandanschlag auf das Chalet des deutschen Verlegers Axel Springer bekannte. Auch seinen Kindern wolle Berset die Freude am geschriebenen Wort



«Poetisch, sinnlich, verstörend»: ausgewählte Lieblingsbilder auf Instagram.



320 Millionen für die Kultur: SP-Bundesrat Berset.

weitergeben und besuche darum regelmässig Freiburger Buchhandlungen.

Dass der Kulturminister ein grosses Herz für den Schweizer Film hat, beweist er nicht nur mit seinen regelmässigen Festivalbesuchen. Die Solothurner Filmtage seien für ihn und seine Frau jeweils ein Höhepunkt: «Wir sind grosse Kino-Fans!» Überzeugt singt der oberste Filmförderer das Lob des einheimischen Schaffens. Da er seine schönen Worte durchaus mit handfesten Subventionen verbinden kann, fliegt ihm die Sympathie des Publikums

zu. In Solothurn geht's mitunter auch recht politisch zu und her; 2018 wurde beispielsweise aus allen Rohren gegen die «No Billag»-Initiative geschossen.

Auf dem grünen Teppich des Zurich Film Festival bekannte sich Berset selbst in der anstrengenden Corona-Zeit zu einer täglichen Stunde Filmgenuss, etwa der Netflix-Serie «Narcos: Mexico». Auch «La casa de papel» und «The Queen's Gambit» fanden in Berset einen dankbaren Konsumenten. Gleichzeitig möchte der Bundesrat internationale Online-Anbieter wie Netflix verpflichten, einen Teil ihres Umsatzes in die Schweizer Filmförderung zu investieren.

Am Filmfestival in Locarno genießt der Kulturminister seinen allgegenwärtigen Auftritt nicht minder. Den publikumswirksamen Film auf der Piazza Grande gönne er sich regelmässig. Berset ist unentbehrlich am «Dîner républicain» des Ringier-Chefpublizisten Frank A. Meyer in Ascona. Bei seinen Reden in Locarno setzte er durchaus auch politische Duftmarken. 2018 gab er sich betroffen vom Weinstein-Skandal und von der MeToo-Debatte. Der Innenminister diagnostizierte eine «systematische» Diskriminierung in der Filmproduktion, verlangte mehr Gleichstellung und eine grosse Gender-Offensive, wobei er mahnte: «Die Kultur hat sich in der Vergangenheit viel zu unpolitisch gegeben. Da spüre ich jetzt Bewegung. Es war höchste Zeit.»

Vierhändig am Piano

Der Hinweis, dass Kulturminister Berset Klavier spielen kann, fehlt in keinem Porträt. So soll er sich seine Brötchen anlässlich einer Südamerika-Reise als Barpianist verdienen haben. Im Zusammenhang mit Berset ist die

Rede von einem «Hobby-Pianisten» (*Sonntagsblick*), einem «leidenschaftlichen Pianisten» (*Schweizer Illustrierte*) oder auch einem «hervorragenden», ja «begnadeten Pianisten» (*Blick*) – es fehlt einzig noch das Adjektiv «gottbegnadet». Jedenfalls scheut er den öffentlichen Auftritt nicht. Anlässlich seines Besuchs der Fussball-Weltmeisterschaft 2018 beteiligte sich Berset spontan an einer Jam-Session mit einer russischen Jazzband. Am Klavier, so Berset, könne er gut abschalten, etwa bei einer freien Interpretation von «Waltz for J. B.» nach Brad Mehldau.

Innenminister Berset setzte sich beim Schaffhauser Jazzfestival ebenso ans Klavier wie anlässlich der 125-Jahr-Feier der SP Schweiz in Bern. An jenem Jubiläum von 2013 gab er mit der ausgebildeten Pianistin und Bundesratskollegin Simonetta Sommaruga unter dem frenetischen Applaus der Genossen vierhändig zwei Stücke zum Besten. Doch trotz solch jubelnden Klängen sprach der frühere Parteichef Peter Bodenmann der SP die Fähigkeit ab, innenpolitisch den Ton anzugeben.

Schon bei seiner ersten Auslandsreise als Bundesrat zeigte sich Alain Berset im März 2012 als Klaviervirtuose. Beim Abschlussdinner der Gründungsfestlichkeiten eines ETH-Ablegers in Singapur gab die schweizerisch-singapurische Pianistin und Komponistin Rahel Senn ein Konzert für den Bundesrat und seine illustren Gäste. Berset setzte sich am Schluss mit ihr sogar zu einem Duett ans Klavier und sagte über die 25-Jährige, sie habe «pures Talent – das Talent, mit Musik Emotionen hervorzurufen».



«Pures Talent»: Klavierpartnerin Rahel Senn.

Die Drama-Prinzessin und das Biest

Der britische TV-Star Piers Morgan hat nach seiner Kritik an Meghan Markle seinen Job verloren. Seine unbeugsame Direktheit verdient Respekt.

Katie Hopkins

Jedes gute Drama braucht einen Schurken. Das gilt auch für den gigantischen Krach zwischen Harry und Meghan und dem englischen Königshaus nach dem Interview mit Oprah Winfrey. In diesem Fall ist der Schurke ein Teufel, dem man lieber nicht begegnen möchte.

Piers Morgan hat sich seinen Ruf als Bösewicht redlich verdient. Als Chefredaktor des *Daily Mirror* wurde er entlassen, nachdem sich herausgestellt hatte, dass die auf der Titelseite veröffentlichten Fotos von britischen Soldaten, die auf irakische Gefangene urinieren, manipuliert waren. Im Zusammenhang mit Abhörwürfen gegen den *Daily Mirror* musste er vor der Leveson-Untersuchungskommission aussagen. Und seine CNN-Talkshow «Piers Morgan Live» wurde eingestellt, nachdem er die Amerikaner über ihre Waffengesetze belehrt hatte.

Opferstatus als Waffe

Ich habe meine eigenen Schwierigkeiten mit Morgan. Als seine Kollegin bei *Mail Online* habe ich eng mit ihm zusammengearbeitet und sogar eine Einladung zu seiner exklusiven Weihnachtsparty erhalten. Ich habe freundlich abgelehnt. Bei meinem alten Boss machte er sich dafür stark, dass ich meine Kolumne bei der *Sun* verlor, nachdem ich über Migranten auf dem Mittelmeer geschrieben hatte («Ich würde Kanonenboote einsetzen, um sie aufzuhalten»), und seine sieben Millionen Twitter-Follower rief er auf, meinen Ausschluss von der Plattform zu fordern. Piers Morgan kann schlecht mit Kritik umgehen. Als Kämpfer für Meinungsfreiheit ist er ungefähr so überzeugend (und fast so pummelig) wie Kim Jong Un.

Doch all das setzt ihn nicht ins Unrecht.

Was die «Pinocchio-Prinzessin» angeht, so spricht Morgan vielen Menschen aus dem Herzen, die ähnlich denken wie er und dankbar sind, dass jemand im britischen Fernsehen die Queen und Prinz Philip verteidigt.

Es ist schwer, Meghan Markle auch nur ein Wort zu glauben. Sie sagte, sie interessiere sich nicht für die negativen Kommentare über sie in der Presse und in den sozialen Netzwerken, erzählte dann aber, dass ebenjene negativen



Ritter in glänzender Rüstung:
Talkmaster Morgan.

Kommentare (die sie nicht liest) Selbstmordgedanken in ihr ausgelöst hätten. Sie habe den Palast um psychologische Hilfe gebeten, aber niemand habe reagiert.

Piers Morgan reichte es. In seiner ITV-Show «Good Morning Britain» fragte er: «An wen haben Sie sich gewendet? Was hat man Ihnen

Hier küsste das Mädchen einen Prinzen, woraufhin sich beide in Kröten verwandelten.

gesagt?» Und dann: «Es tut mir leid, aber ich glaube ihr kein Wort. Ich würde ihr nicht einmal glauben, wenn sie den Wetterbericht verlesen würde.»

Der explosivste Moment des Interviews (zweifellos vor der Aufnahme mit Oprah Winfrey besprochen) kam dann, als Meghan einem namentlich nicht genannten Mitglied der Königsfamilie vorwarf, sich den Kopf über die Hautfarbe ihres noch ungeborenen Babys zerbrochen zu haben. Man habe «sich Sorgen gemacht, wie dunkel seine Hautfarbe sein würde».

Wir haben es hier mit einer Frau zu tun, die genau weiss, wie sie sich als Opfer stilisieren und durch die Organisationen, mit denen ihr Publikum sympathisiert, Macht ausüben kann. «Black Lives Matter», «Mind» (eine gemein-

nützige Organisation für psychische Gesundheit) und Einrichtungen, die Hilfe für Frauen anbieten, die eine Fehlgeburt erlitten haben, sind unantastbar, über jede Kritik erhaben. Meghan nutzt ihren Opferstatus als Waffe im Kampf gegen die Presse (der Chef des britischen Redaktorenverbands musste zurücktreten), gegen Mediengiganten wie Piers Morgan und gegen die «Firma» (wie die königliche Familie von Prinz Philip bezeichnet wird).

Schauspielert sie doch besser als gedacht?

Ich bin sicher, dass Piers Morgans Bosse von ihm verlangten, sich vor laufender Kamera und in der Presse bei Meghan zu entschuldigen. Das hat er abgelehnt, also musste er seinen Hut nehmen. Für mich ist er ein unerschrockener Ritter in glänzender Rüstung. Warum sollten wir für unsere Meinung um Entschuldigung bitten? Wer entscheidet, welche Meinung korrekt ist? Die Person mit der dunkelsten Hautfarbe im Raum? Oder die suizidgefährdetste? In dem Fall ginge es nicht mehr um Meghan Markle, sondern um unsere Freiheit.

In Märchen küsst das schöne Mädchen den Frosch und bekommt den Prinzen. In unserem miesen Drama küsste das Mädchen einen Prinzen, woraufhin sich beide in Kröten verwandelten.

Piers Morgan ist nicht der Schurke in dieser Geschichte. Er ist ein ehrlicher Makler – zwischen der britischen Öffentlichkeit und der Presse. Und er hat zu Recht abgelehnt, sich dafür zu entschuldigen.

Der Drehbuchschreiber dieses royalen Dramas verdient Anerkennung. Die meisten von uns haben diesen Ausgang nicht kommen sehen – Piers Morgan als erstaunlicher Held und Meghan Markle als Schurkin.

Vielleicht ist sie ja eine bessere Schauspielerin, als wir alle gedacht haben.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork
Katie Hopkins, 45, ist eine britische Kolumnistin und Radiomoderatorin und bezeichnet sich als «radikale Verfechterin der freien Rede».

Arrestbefehl per SMS

Jeder Kleinkriminelle hat mehr Rechte als ein unbescholtener Bürger, der ins Visier der Corona-Tracer gerät. Willkür ist Programm.

Alex Baur

Die Hiobsbotschaft traf am Sonntag, dem 7. März, gegen Mittag bei der Familie Hauser (Namen geändert) ein. Per SMS teilte das Gesundheitsamt des Kantons Solothurn zuerst dem 13-jährigen Pascal mit, dass er sich wegen Verdachts auf Covid-19 sofort in Quarantäne zu begeben habe. Im Laufe des Nachmittags doppelte das Amt mit mehreren E-Mails nach.

Jedes Familienmitglied erhielt ein separates E-Mail, pro forma zumindest. Man hätte sich die Mühe sparen können. Denn es waren fünf Standardverfügungen mit demselben Wortlaut: «Sie sind am 02.03.2021 mit einem Covid-19-Fall in Kontakt gekommen. [...] Sie haben sich ab sofort für die Dauer von 10 vollen Tagen, das heisst bis und mit 12.03.2021 in Quarantäne zu begeben.» Das Amt behalte sich vor, die Einhaltung der Verfügung mit Kontrollen vor Ort durchzusetzen.

Ganz überraschend kam die amtliche Verfügung für Pascals Mutter nicht. Bereits am Vortag hatte Manuela Hauser einen Anruf von der Mutter eines Freundes ihres Sohns erhalten. Diese hatte ihr mitgeteilt, dass ihr Sohn positiv auf Covid-19 (britische Mutation) getestet worden sei und dass sie Pascal beim Contact-Tracing neben zwei weiteren Burschen als Verdachtsfall angegeben habe. Die vier Freunde hatten zusammen ausserhalb der Schule Basketball gespielt, im Freien notabene.

Eine Art Lotterie

Auf den standardisierten Quarantäne-Verfügungen fehlten nicht nur Datum und Unterschrift. Sie waren auch inhaltlich falsch. Auf Pascal traf es wohl zu, dass er am besagten Tag mit dem positiv getesteten Jungen Kontakt hatte. Doch bei Pascals Geschwistern und erst recht den Eltern war dies nicht der Fall. Selbst wenn sich Pascal damals angesteckt hätte, hätte er das Virus erst nach einer Inkubationszeit (in der Regel fünf Tage) an seine Angehörigen weitergeben können.

Wie Manuela Hauser schnell herausfand, hatten die Contact-Tracer zum einen nicht alle Teilnehmer der Spielgruppe erfasst. Zum andern hatte Pascal noch mit vielen anderen Men-

schen Kontakt gehabt. Mussten diese nun alle in die Quarantäne – zusammen mit allen, die mit ihnen Kontakt hatten? Bevor sie dem SMS-Kommando blind folgte, wollte Manuela Hauser wissen, nach welchen Kriterien ein Hausarrest verfügt wird. Dabei stellte sie schnell fest, dass es eine Art Lotterie war. Und: Jeder Kleinkriminelle hat mehr Rechte als einer, den irgendein namenloser Contact-Tracer per Mausclick zum scharfen Hausarrest verdonnert.

Contact-Tracing-Teams funktionieren wie Callcenter. Nichts ist persönlich, die Pfade sind verschlungen, verantwortlich ist immer ein anderer. Hartnäckiges Insistieren und Geduld in

Nichts ist persönlich, die Pfade sind verschlungen, verantwortlich ist immer ein anderer.

den Warteschlangen kann allerdings zum Erfolg führen. Mit Dutzenden von Telefonaten und E-Mails gelang es Manuela Hauser nach zwei Tagen, ihren Sohn mit einem negativen PCR-Test und damit die ganze Familie aus dem amtlich verfügten Hausarrest loszueisen.

Wie Manuela Hauser später feststellte, wurden die Familien der anderen zwei Burschen, die mit dem Corona-Verdächtigen Basketball gespielt hatten, von der Quarantäne verschont. Bei Pascal kippte der Daumen nach unten, weil er gemäss Auskunft der Mutter des positiv Getesteten dessen «bester Freund» sei. Verschont wurden dagegen die Mitschüler des Betreffenden. Aus unbekanntem Gründen verzichtete man darauf, die ganze Schulklasse samt Familien unter Qua-

rantäne zu stellen, wie dies etwa Ende Februar in Gerlafingen (ebenfalls Kanton Solothurn) geschehen war. Im aktuellen Fall verfügte die Schulleitung jedoch per Elternbrief, dass alle «Schüler*innen der Sekundarstufe I, die ohne den im ÖV obligatorischen Mund-Nasenschutz am Mittwochmittag» mit dem positiv getesteten Burschen im Postauto unterwegs waren, sich in die zehntägige Quarantäne begeben müssten.

Hunderttausende betroffen

Unter Berufung auf Paragraph 35 des Epidemien-gesetzes wurden schweizweit in den letzten zwölf Monaten Hunderttausende von unbescholtenen Menschen per SMS oder E-Mail unter Androhung drakonischer Bussen in den scharfen Hausarrest abkommandiert. Theoretisch können Betroffene gegen solche Verfügungen Einsprache erheben. In der Praxis tut dies fast niemand. Denn eine aufschiebende Wirkung hat die Einsprache nicht. Bis sich die Mühlen der Justiz in Bewegung setzen, ist die Quarantäne längst vorbei. Wird die Einsprache abgeschmettert, kann es teuer werden; bei einem Erfolg winkt ein wertloses Stück Papier, auf dem geschrieben steht, dass man recht hatte.

Der Zürcher Rechtsanwalt Philipp Kruse hat gleichwohl in mehreren Kantonen Verfahren gegen Quarantäne-Verfügungen am Laufen. Es geht ihm ums Prinzip. Gemäss Kruse sind die per E-Mail oder SMS versandten Quarantäne-Verfügungen nicht mehr als eine Empfehlung. Niemand könne gezwungen werden, elektronisch versandte Textbotschaften entgegenzunehmen und zu befolgen.

Das Problem sei nicht das Epidemien-gesetz, sagt Kruse, sondern dessen Anwendung. Die Quarantäne-Praxis in Bezug auf Covid-19 sei unverhältnismässig. Ein derart massiver Eingriff in die Grundrechte dürfe nur aufgrund einer soliden und individualisierten ärztlichen Diagnose verfügt werden. Die meisten Menschen, die in die Quarantäne geschickt werden, sind aber nicht ansteckend und werden es auch nie sein. Wenn Menschen aufgrund eines derart vagen Verdachts auf Vorrat weggesperrt würden, werde die Willkür zum Programm.



Gesinnungsterror an französischen Unis

Ein liberaler deutscher Professor der Universität Grenoble muss um sein Leben fürchten, weil ihn Studenten als «islamophob» bezeichnen. Das ist kein Einzelfall.

Peter Rothenbühler

Die französischen Universitäten sind krank. Gesinnungsterror, Sittenpolizei, Denkverbote beherrschen die Hörsäle. Die Ministerin für Hochschulen, Frédérique Vidal, hat eine Untersuchung über den «islamo-gauchisme» an den Unis in Auftrag gegeben. Sie will herausfinden, wie weit noch geforscht und gelehrt wird und nicht einfach militante Meinungen verbreitet werden.

Damit hat sie einen Sturm der Entrüstung entfacht. Sie würde sich besser um die Notlage der Studenten kümmern, heisst es. Das Centre national de la recherche scientifique (CNRS) erklärte, «islamo-gauchisme» sei kein wissenschaftlicher Begriff. Doch Erziehungsminister Jean-Michel Blanquer bestätigte: «Der *islamo-gauchisme* verwüstet unsere Universitäten.»

Muslime als neues Proletariat

Wie virulent extreme Linke vorgehen, die die Muslime als neues Proletariat entdeckt haben, hat der Deutschlehrer Klaus Kinzler, 61, erlebt.

Der deutsche Ex-Athlet und Ex-Soldat lehrt seit 25 Jahren deutsche Sprache an der Fakultät der Politikwissenschaften (Sciences Po) von Grenoble und geht in der Freizeit gerne in die Berge, allerdings seit einer Woche nicht mehr: Er darf sein Haus nur noch in Begleitung von zwei Polizisten verlassen.

Kinzler muss um sein Leben fürchten, weil er von den Studenten öffentlich der Islamophobie angeklagt wurde, was tödlich ausgehen kann: Erst am 16. Oktober 2020 wurde der Lehrer Samuel Paty wegen einer Lektion zur Karikatur-Freiheit von Schülereltern als «islamophob» denunziert. Auf dem Heimweg wurde er von einem Terroristen geköpft.

Nur zwei Wochen später hat an der Uni Grenoble eine kleine Arbeitsgruppe mit Professor Kinzler und seiner Kollegin C. M. eine «Woche der Gleichheit» vorbereitet, bei der die Studenten für eine Veranstaltung den Titel «Rassismus, Islamophobie, Antisemitismus» gewählt haben. Kinzler beanstandete, man könne die Begriffe nicht gleichrangig behandeln, weil Rassismus und Antisemitismus Delikte sind und historisch Millionen Todesopfer gefordert

haben, während Islamophobie «ein neuartiger, sehr umstrittener Begriff ist, der von der Propaganda der Islamisten weltweit als Schlachtruf instrumentalisiert wird».

Seine Kollegin C. M. behauptete, der Begriff sei wissenschaftlich anerkannt, der Titel müsse bleiben. Zwölf Mail-Wechsel zwischen den Professoren hat Kinzler publik gemacht, nachdem er von der Professorin beschuldigt worden war,



Sieg der Einschüchterung: Lehrer Kinzler.

sich per Mail aggressiv geäussert zu haben, was selbst die Delegierte für Gleichheit der Uni nicht bestätigen konnte: Sie fand in den Mails «keine Spur von Diskriminierung».

Trotzdem hat die Direktion des Laboratoire de sciences sociales (Pacte) in einem offiziellen Communiqué den Professor angeklagt, seine Mails an die Kollegin stellten «eine Form von Mobbing [*harcèlement*] und moralischem Angriff» dar. Starker Tobak.

National explodierte der Fall erst am 7. Januar, nach der Verbreitung eines Facebook-Posts der Studentengewerkschaft Union syndicale Sciences Po Grenoble (US), der die «untolerierbaren» und «niederträchtigen» Äusserungen von Professor Kinzler gegenüber seiner Kollegin anprangerte und ihn als «Islamophoben» mit «rechtsextremen Ideen» denunzierte.

Die Medien griffen den Fall erst am 4. März auf, als am Eingang zur Uni ein unsigniertes Plakat auftauchte mit dem Spruch: «Faschisten in unseren Amphis, Tournier und Kinzler müssen demissionieren. Die Islamophobie tötet.» (Tournier ist ein Kollege, der über den Islam referiert.)

«Feigheit der Institutionen»

Seither ermittelt der Staatsanwalt wegen öffentlicher Beschimpfung. Und Kinzler muss von einer Polit-Talkshow zur nächsten wandern. Seine Vorgesetzten haben ihm zwar verboten, sich öffentlich zu äussern. Doch der Professor sah wegen mangelnden Rückhalts in der Uni («Die Kollegen geben sich bedeckt, nur 3 von 45 haben sich bei mir gemeldet») keine andere Lösung.

Es gehe ihm nicht um seine Person, wiederholt er immer wieder, nur darum, über einen «Fall zu informieren, der typisch ist für das Klima in den Universitäten. Die Meinungsfreiheit wird eingeschränkt, und zwar nicht nur von den Studenten. Eine kleine Minderheit setzt sich durch, auch Lehrer und Forscher, die jeden frontal angreifen, der etwas zu sagen wagt, das ihnen nicht passt.»

Praktisch alle grossen Medien unterstützen zurzeit den Professor. Der frühere nationale Generalinspektor der Schulen, Jean-Pierre Obin, Autor des Buches «Comment on a laissé l'islamisme pénétrer l'école» (Wie man dem Islamismus erlaubt hat, sich in den Schulen einzunisten), hat im Fernsehen harte Worte gewählt: «Traurig ist die mangelnde Solidarität der Kollegen, es erinnert mich an die Feigheit der Institutionen gegenüber dem aufkommenden Faschismus und Nazismus. Es ist der Sieg der Einschüchterung. 49 Prozent der Lehrkräfte geben an, dass sie sich aus Angst selbst zensurieren.»

Kinzler wartet immer noch darauf, dass die Uni oder die Kollegen bestätigen, dass er weder Faschist noch islamophob ist, sondern ein lupenreiner, am Diskurs interessierter Liberaler. Aber es kommt nichts. «Ich bin seit 35 Jahren im Lehramt, das ist die grösste menschliche Enttäuschung meiner Karriere.»

Nidwaldner Weltwunder

Marco Odermatt auf den Spuren von Pirmin Zurbriggen und Erika Hess:
Der bescheidene Buochser lässt die Ski-Schweiz träumen.

Marcel Odermatt

Dank Marco Odermatt fühle ich mich in die siebziger, achtziger Jahre des vergangenen Säkulums zurückversetzt. Keinen Sport verfolgten wir als Kinder in Nidwalden begeisterter als den Skiweltcup. Unvergessen, als das blutjunge Bauernmädchen Erika Hess aus einem Weiler ob Wolfenschiessen 1982 an den Weltmeisterschaften im österreichischen Schladming (ausgerechnet!) drei Goldmedaillen abräumte und von der Bevölkerung auf dem prächtigen Dorfplatz in Stans in einer Kutsche triumphal empfangen wurde.

Brillante Sätze

In den letzten Monaten ertappte ich mich wieder dabei, wie ich meinen Tagesablauf nach den ersten und zweiten Durchgängen der Übertragungen der Rennen ausrichtete und mich vorgängig genau informierte, mit welcher Nummer Marco Odermatt aus dem Starhäuschen wuchtet. Wie in alten Zeiten leide ich plötzlich wieder mit, wenn dem Nidwaldner ein Missgeschick passiert.

Beim Riesenslalom an der WM in Cortina D'Ampezzo hoffte ich auf ein Topresultat von Marco Odermatt – insgeheim auf den Platz zuoberst auf dem Podest. Nach seinem frühen Ausscheiden verspürte ich einen Frust wie schon lange nicht mehr nach einem Sportevent. Wie damals 1978, als Bernhard Russi beim Titelkampf in Garmisch-Partenkirchen in der Abfahrt einfach nicht in die Gänge kam, sich auf dem enttäuschenden 14. Platz klassierte und Knall auf Fall zurücktrat.

Jetzt greift der 23-jährige Marco Odermatt in der Lenzerheide beim Finale nach der Krone im Gesamtweltcup. Der Buochser duelliert sich mit dem Franzosen Alexis Pinturault um die grosse Kristallkugel. Nach Peter Lüscher, Pirmin Zurbriggen, Paul Accola und Carlo Janka wäre er erst der fünfte Schweizer in der Geschichte überhaupt, der sich bester Skirennfahrer einer Saison nennen dürfte.

Doch der Spitzensportler überzeugt nicht nur mit seinen Leistungen auf den Pisten. Er trifft – bewusst oder unbewusst – einen Nerv, der einen



«Ich bin eigentlich müde – so müde, dass ich nicht mehr bremsen kann»: Shootingstar Odermatt.

gerade in dieser Pandemiezeit etwas sentimental werden lässt. Trotz seiner Jugend steht er für jene Werte, die die meisten von uns selber gerne an ihr Revers heften würden.

Seinen urchigen Nidwaldner Dialekt wendet der Sohn eines Bauingenieurs in den TV-Interviews nach seinen Grosstaten so kompromisslos an, wie er auf dem Hang um die Tore kurvt. Er nimmt dabei in Kauf, dass der eine oder andere Zuschauer vor der Flimmerkiste das Gesagte nicht alles zu 100 Prozent verstehen dürfte. Egal, lieber authentisch, als es allen immer recht zu machen, lautet die Devise.

Während andere Sportler oder sogar bestandene Politiker im Bundeshaus selten einen gescheiterten, geschweige denn lustigen Satz absondern, gelingt das Marco Odermatt instinktiv. Mit einem brillanten zweiten Lauf deklassierte er beim letzten Riesenslalom am Sonntag im slowenischen Kranjska Gora die Konkurrenz. Seine spontane Reaktion, die kein Kommunikationsberater kurz vor dem Saisonschluss hätte besser,

witziger und wahrer formulieren können: «Ich weiss nicht, wie ich das gemacht habe. Ich bin eigentlich müde.» Um nach einer kurzen Pause noch anzufügen: «Vielleicht so müde, dass ich nicht mehr bremsen kann.»

Dass ein Ausnahmeathlet wie Marco Odermatt anständig verdient, mag ihm wohl jeder gönnen. In bester Schweizer Tradition verpulvert der junge Mann das Geld aber nicht, sondern legt es auf die hohe Kante, weil er sich «irgendwann ein schönes Haus leisten möchte», wie er im *Blick* erklärte.

Wenn er sich für etwas entschieden hat, dann hält er daran fest. Längst hätte der Shootingstar ein lukratives Angebot einer grossen Skimarke annehmen und den Hersteller wechseln können. Nicht umsonst pries ihn Seriensieger Marcel Hirscher – «Er kann Gesamtweltcupsieger, Olympiasieger werden; alles, was er möchte» – schon vor einiger Zeit als kommenden Superstar der Weltcupszene an. Marco Odermatt hält seinem Ausrüster Stöckli jedoch weiter die Treue. Er verlängerte diese Tage die Zusammenarbeit mit dem einzigen verbliebenen Schweizer Skifabrikanten bis 2023.

Authentisch, sparsam, treu

Der ruhende Pol hinter dem Skiheld ist seine Familie. Vater Walti unterstützte und förderte seinen Sohn – ohne dieses bedingungslose Engagement ist keine Karriere im Spitzensport möglich. Mutter Petra zeigt ihre Bindung auf ihre Art. Skirennfahrer leben gefährlich, Verletzungen gehören zur Tagesordnung. Kein Wunder, verschwindet sie öfters aus dem Fernsehzimmer, wenn ihr Bub mit hundert und mehr Sachen die Berge hinunterrast.

Authentisch, sparsam, treu, ein Familienmensch und in seinem Sport im Frühling seiner Karriere bereits extrem erfolgreich. Es erstaunt deshalb nicht, dass der Berg an Fanpost wächst, die täglich beim jungen Inner-schweizer ankommt. Eins ist sicher: Ausnahmereignisse wie Marco Odermatt werden die Menschen immer aufs Neue faszinieren. Und das nicht nur in Nidwalden.

Israel weist den Weg aus der Pandemie

Premierminister Netanjahu kämpft persönlich um Impfschutz für jeden Bürger. Wer sich nicht impfen lassen will, muss mit Freiheitseinbussen rechnen.

Pierre Heumann

Aber Herr Premierminister, bei Ihnen ist es doch erst drei Uhr morgens», antwortete der CEO des Pharma-Multis Pfizer, Albert Bourla, überrascht auf einen Anruf von Benjamin Netanjahu. Dem Regierungschef raubte in den frühen Morgenstunden eine medizinische Frage zu Pfizers Covid-19-Impfstoff, die er Bourla unbedingt stellen wollte, den Schlaf.

Dass der Premier persönlich nach Manhattan ins Pfizer-Hauptquartier durchtelefonierte, war für Bourla allerdings nicht mehr aussergewöhnlich. Netanjahu habe ihn in den letzten Wochen und Monaten rund dreissig Mal angerufen, sagte Bourla in der vergangenen Woche in einem Interview mit dem israelischen TV-Sender Channel 12.

Der Chef des Pharma-Giganten zeigte sich in der Live-Sendung «ehrlich gesagt» beeindruckt von der «Besessenheit» Netanjahus. Er habe mit mehreren Staatsoberhäuptern gesprochen, die ebenfalls mRNA-Dosen kaufen wollten, sagte Bourla. Aber Netanjahu habe ihn überzeugt, dass «Israel der ideale Ort mit guten Bedingungen für die Durchführung der Studien ist».

Fitness und Theater

Kurz vor dem Wahltag am 23. März kann der Premier jede positive Nachricht brauchen, da er laut Meinungsumfragen nicht auf einen klaren Sieg hoffen kann. Das Lob des Pfizer-Chefs war so dick aufgetragen, dass israelische Humoristen Bourla wegen seiner angeblich neuen Listenverbindung mit Netanjahus Likud-Partei auf die Schippe nahmen.

Den Kampf gegen die Epidemie hat Netanjahu zur Chefsache erklärt. Er kümmert sich persönlich darum, dass die Vakzine in ausreichender Menge verfügbar sind. Das Resultat lässt sich sehen. Israel ist Weltmeister. Während global bisher lediglich 2,8 Prozent der Bevölkerung und in der Schweiz weit unter zehn Prozent geimpft sind, erreicht Israel mit knapp 60 Prozent einen einsamen Spitzenwert. Besonders gut geschützt sind die Risikogruppen. So haben 90 Prozent der



Chefsache: Premier Netanjahu.

über Fünfzigjährigen bereits beide Dosen erhalten. Auch wenn damit noch keine Herdenimmunität erreicht ist: Als erstes Land findet Israel wieder in die alte Normalität zurück, die vor einem Jahr durch die Pandemie jäh unterbrochen wurde.

Der Schulbetrieb bleibt zwar reduziert, und im Alltag sind weiterhin geringfügige Einschränkungen zu beachten. Aber die Wirtschaft ist wieder in Gang gekommen, und die Fröhlichkeit kehrt ins öffentliche Leben zurück, nachdem sie während Monaten durch Corona-Vorschriften unter dem Deckel gehalten werden musste. Restaurants bewirten Gäste, Hotels empfangen inländische Urlauber, in den Fitnesszentren wird trainiert, Theatervorführungen sind erlaubt, und die Geschäfte sind geöffnet. Im April, heisst es im Gesundheitsministerium, könnte sogar die Maskenpflicht aufgehoben werden, zumindest draussen auf der Strasse und am Strand.

Israel atmet auf. Ende Dezember hatten die Behörden wegen der dritten Welle zum dritten Mal eine rigorose Abriegelung verhängt, die

bis zum 7. Februar dauerte. Sie schlossen Schulen, zudem praktisch alle Geschäfte, und verboten es den Bürgern, sich mehr als 1000 Meter von ihren Häusern zu entfernen. Es herrschte Alarmstimmung: Israels Fallzahlen waren zu Beginn des Jahres viermal höher als diejenigen der Schweiz. Viele warfen Netanjahu vor, in der Corona-Krise versagt zu haben.

Doch jetzt sind die Kritiker verstummt. Weil Netanjahu in den Verhandlungen mit Pfizer die besseren Argumente hatte als die ande-

Die Wirtschaft ist wieder in Gang gekommen, und die Fröhlichkeit kehrt ins öffentliche Leben zurück.

ren Bewerber um den Impfstoff, erhielt Israel die mRNA-Dosen früh und in ausreichender Menge. Er konnte nicht nur die schnelle und effiziente Durchführung der Impfkation zusichern, indem er auf das filigrane Netzwerk von Kliniken verwies, die auch in entlegenen Gegenden vertreten sind, auch in der Wüste.

Interessant war für Pfizer zudem die digitale Erfassung der Gesundheitsdaten aller Bewohner. Dass Israel medizinische Daten in anonymisierter Form zu Forschungszwecken an Pfizer übermittelt, überzeugte Bourla schliesslich vollends, auf Netanjahus Kaufofferte einzugehen, um Erkenntnisse über den Effekt auf die Herdenimmunität zu gewinnen. Die Herausgabe der Informationen an ein ausländisches Unternehmen ist juristisch zwar umstritten. Aber sowohl Pfizer als auch Israel versprechen sich davon wichtige Forschungsergebnisse. Israel sei ein «Weltlabor für unseren Impfstoff», meinte denn auch Bourla in einem Interview mit NBC, «weil sie nur unseren Impfstoff eingesetzt haben».

Ziel Herdenimmunität

Zwar zahlte Israel für die Dosen einen Preis, der über dem Marktwert lag. Das sei aber günstiger als weitere Wochen im Lockdown. Denn ohne Impfungen in grossem Stil gibt es bis auf weiteres keinen Ausweg aus der Corona-Krise.

Da derzeit niemand weiss, wie lange der Impfschutz anhält und ob weitere Epidemien drohen, strebt Netanjahu den Aufbau einer Produktionslinie vor Ort an, um autark zu bleiben. Die Start-up-Nation soll ein globales Zentrum im Kampf gegen Covid-19 werden. Beim Besuch der Regierungschefs von Österreich und Dänemark Anfang März in Jerusalem sei unter anderem über eine gemeinsame Produktion des Impfstoffs gesprochen worden, heisst es im Umfeld Netanjahus. Das Thema diskutiert Israel auch mit Pfizer und Moderna. Beide würden die Option prüfen, eine Impffabrik in Israel zu errichten, sagte Netanjahu Mitte Februar.

Trotz des nachweisbaren Schutzes vor Covid-19 gibt es freilich Impfmuffel, die den Erfolg der Impfkampagne in Frage stellen könnten. Viele werden durch gezielt gestreute Falschmeldungen abgeschreckt, die über soziale Medien verbreitet werden. Auf Ersuchen der Regierung hat Facebook Posts mit gezielten Fehlinformationen entfernt. Dazu gehört zum Beispiel die wirre Behauptung, dass der Impfstoff ein «Gift» sei, mit dessen Hilfe Chips in den Körper gelangen würden, um die Bewegungen der Geimpften zu überwachen.

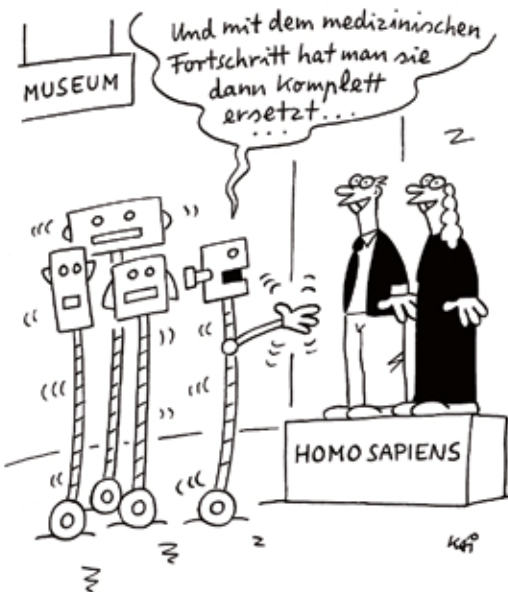
Um möglichst schnell Herdenimmunität zu erreichen, will Netanjahu ein griffiges, aber umstrittenes Instrument einsetzen, das den Widerstand der Impfskeptiker brechen soll. Wer sich nicht impfen lassen will, muss künftig mit Nachteilen rechnen. Ins Innere von Restaurants, an Konzerte oder in Fitnesszentren sind fortan nur diejenigen zugelassen, die einen «grünen Pass» vorweisen können, ein amtliches Impfbzertifikat des Gesundheitsministeriums, das eine Woche nach dem zweiten Stich aufs Handy geladen werden kann. Wer von Tel Aviv nach Eilat fliegen will, darf nur nach dem Vorweisen des grünen Passes in

die Maschine einsteigen, und israelische Bürger können nach einem Auslandsaufenthalt mit dem grünen Pass einreisen, ohne sich in Quarantäne begeben zu müssen.

Das bei Covid-19-Impfungen weltweit führende Israel steht jetzt vor der Herausforderung, die öffentliche Gesundheit und die Rechte der Ungeimpften unter einen Hut zu bringen. Jeder, der nicht willens sei, sich impfen zu lassen, werde «zurückgelassen», droht Netanjahus Gesundheitsminister Yuli Edelstein. Die Regierung will ein Gesetz prüfen, aufgrund dessen Arbeitgeber Impfterweigerer vom Arbeitsplatz verbannen können. Lehrer ohne grünen Pass könnten zum Beispiel verpflichtet werden, alle 48 Stunden einen negativen Corona-Test vorzulegen, falls sie weiter unterrichten wollen.

Noch bevor das Parlament ein Gesetz über Konsequenzen für Impfterweigerer verabschiedet hat, schaffen private Arbeitgeber Tatsachen. So dürfen Mitarbeiter der Firma Mobileye ab April die Büros des Unternehmens nur betreten, wenn sie geimpft sind. Sonst müssen sie im Home-Office bleiben. Im Jerusalemer Krankenhaus Hadassa sollen Patienten ausschliesslich von Personal behandelt und gepflegt werden, das gegen Corona geimpft ist. Alle anderen Ärzte und Pfleger werden ins Backoffice verbannt.

Vorerst ist der grüne Pass ausschliesslich im Inland gültig. Netanjahu hat zwar bilaterale Abkommen vorbereitet, zum Beispiel mit Griechenland oder mit Zypern, die eine baldige gegenseitige Anerkennung des Zertifikats versprechen, wodurch der Tourismus belebt werden soll. Bis zu einer internationalen Anerkennung der Impfbzertifikate ist es aber noch ein weiter Weg, weil dies länderübergreifend politische Entscheide und Koordination voraussetzt. Sicher ist gemäss Netanjahu lediglich, dass es, Pfizer sei Dank, keinen vierten Lockdown geben wird. Zumindest bis auf weiteres.



INSIDE WASHINGTON

«Biden, bitte lass uns rein!»

Die Vereinigten Staaten sehen sich mit einer Flutwelle illegaler Einwanderer konfrontiert, die von Joe Biden, dem «Präsidenten der Migranten», angelockt werden. Einige tragen blütenweisse T-Shirts mit der Aufschrift: «Biden, bitte lass uns rein!» Nach Angaben der neuen Regierung haben die Grenzbeamten im ersten Fiskalquartal des laufenden Jahres 397 000 Migranten aufgegriffen, das sind 25 Prozent mehr als im gleichen Zeitraum letztes Jahr. Die 71 000 Migranten, die wegen Trumps striktem Grenzabkommen mit Mexiko südlich der Grenze campierten, sind längst von den Zehntausenden Neuankömmlingen überholt worden.

Derweil versucht das Weisse Haus, Trump das Grenzdesaster in die Schuhe zu schieben. Die *Washington Post* kauft der Biden-Regierung das Schwarz-Peter-Spiel nicht länger ab. Die Zeitung, die vier Jahre auf Trump herumgeritten ist, weist darauf hin, dass allein «der plötzliche Anstieg von Kindern, die die Grenze überqueren, den Kurswechsel der Biden-Regierung offenbart hat». Angelockt von den geöffneten Grenzen sind mehr als 8500 Kinder in die staatlichen Unterkünfte geströmt, weitere 3500 sitzen in «völlig überlasteten und kargen Arrestzellen» fest. Die Lage hat sich in kurzer Zeit so dramatisch entwickelt, dass Bidens loyale linke Basis – die Mainstream-Medien – die Regierung nun warnt, den Kurs zu ändern.

Der texanische Demokrat Henry Cuellar, der einen Kongressbezirk an der südwestlichen Grenze vertritt, sagte diese Woche, dass Bidens Team «besser auf diejenigen von uns hören muss, die das schon einmal durchgemacht haben». Das Team mag sich blind stellen, aber die illegalen Einwanderer, deren Zahl allein im Monat März auf 124 000 anstieg, schauen genau hin. Und Amerikas Wähler tun es auch.

Amy Holmes

Linke auf Stimmenfang

In Genf dürfen neuerdings auch geistig Behinderte an die Urne. Die Schweiz soll nachziehen, fordert die Uno. Wer davon profitieren würde, ist klar.

Peter Rothenbühler

In Genf zirkuliert ein Witz: Warum wurde Ex-Staatsrat Pierre Maudet trotz Verurteilung wegen einer geschenkten Reise nach Abu Dhabi kürzlich mit einem überraschend guten Resultat (20 Prozent der Stimmen) fast wiedergewählt? (Zweiter Wahlgang am 28. März.) Weil seit letztem November auch geistig Umnachtete wählen können.

Der ernste Hintergrund dieses bösen Witzes ist die Tatsache, dass die Genfer im November mit über 75 Prozent der Stimmen zu einem neuen Verfassungsartikel ja gesagt haben, der auch den rund 1200 geistig und psychisch Schwerbehinderten politische Rechte auf Kantons- und Gemeindeebene gewährt. So, wie es von der Behindertenrechtskonvention der Uno empfohlen wird, die die Schweiz vor sechs Jahren unterzeichnet hat. Und wie es bereits in Frankreich, Italien, Schweden, Grossbritannien und andern Ländern der Fall ist.

Lahme Kampagne

Menschen, die in Heimen leben, kaum ihren Namen aussprechen können, nicht mehr unterscheiden können zwischen du und ich, an Altersdemenz leiden und tägliche Besorgungen nicht mehr selbst erledigen können und deshalb unter einer dauernden Beistandschaft stehen, kriegen neuerdings in Genf wie alle andern Bürger(innen) das Abstimmungs- und Wahlmaterial zugesandt. Und theoretisch können sie auch für den Regierungsrat kandidieren.

Bis letztes Jahr musste noch ein Richter entscheiden, wer urteilsfähig genug ist, um selbst abstimmen zu können. Der Grosse Rat hat die neue Regelung mit Unterstützung aller Parteien beschlossen – selbst die SVP-Fraktion hat zur Hälfte zugestimmt. Im November hat das Volk nach einer lahmen Abstimmungskampagne die Sache durchgewinkt.

Viele waren offenbar der Überzeugung, dass es darum ging, endlich generell den Behinderten das Stimm- und Wahlrecht zu geben und nicht nur der bisher ausgeschlossenen Kategorie der



Signal für weitere Schritte: SP-Grossrat Mizrahi.

geistig und psychisch Schwerbehinderten. Da Minderheitenschutz heutzutage ein sehr sensibles Thema ist und sich jeder, der sich gegen den neuen Verfassungsartikel gestellt hätte, einem Shitstorm ausgesetzt hätte, hat sich kaum öffentlich Opposition gereg.

Einer der Initianten der neuen Regelung, Grossrat Cyril Mizrahi (SP), ist Anwalt und Fachmitarbeiter für Gleichstellungsfragen bei Inclusion Handicap, dem Dachverband von Behindertenorganisationen. Er sagt zur Frage, ob denn die Schwerbehinderten selbst nach

Da Minderheitenschutz ein sensibles Thema ist, hat sich kaum Opposition gereg.

politischen Rechten gefragt hätten: Nein, eine bestimmte Anzahl von Menschen, die unter dauernder Kuratel stehen, hätten «Schwierigkeiten, sich auszudrücken und abstrakte Dinge zu begreifen und das Wahlrecht zu beanspruchen, das sie nie ausgeübt haben». Allerdings gebe es unter den Betroffenen auch

viele Menschen mit psychischen Problemen, die sehr wohl urteilsfähig seien und wüssten, worum es bei einer Abstimmung gehe. Es sei ja wie bei der übrigen Bevölkerung: «Einer, der nicht versteht, worüber abgestimmt wird, geht gar nicht abstimmen.»

Auf die Frage, ob denn dies nicht Wahlmanipulationen durch das Personal der Spezialheime für Schwerstbehinderte und das der Altersheime Tür und Tor öffne, meint er, man dürfe das Personal dieser Institutionen nicht unter Generalverdacht stellen, auch Blinde und viele ältere Personen müssten sich jetzt schon helfen lassen.

Beratung durch Sozialarbeiter

Seine Erfahrung sei, dass das Personal der Heime «hypervorsichtig» sei bei der Beratung seiner Schützlinge. So hätte es auch nicht verhindert, dass gewisse Bewohner

des Heimes für geistig Behinderte Aigues-Vertes für Pierre Maudet gestimmt haben, der beim Personal nicht gerade beliebt sei. Nationalrat Yves Nidegger (SVP) kann nicht so recht glauben, dass alles mit rechten Dingen zugeht. Die Sozialarbeiter, die in diesen Institutionen wirken, seien meistens Abgänger der Genfer Schule für Sozialarbeit (Haute école de travail social), die vor allem Linke hervorbringt, die schon wüssten, wie man die Beratung der neuen Stimmbürger in ihrem eigenen Sinn wahrnehmen kann, vermutet er. Aber auch er sieht keinen Grund zur Aufregung: Die neuen Wähler, die überhaupt den Geist und die Kraft aufbringen, einen Abstimmungszettel auszufüllen, sind eine sehr kleine Minderheit, die Republik und Kanton Genf kaum in den Grundfesten erschüttern wird.

Für die Behindertenorganisationen ist das Genfer Beispiel ein Signal für weitere Schritte in anderen Kantonen und auf Bundesebene: In der Waadt, in Neuenburg und im Wallis gibt's schon entsprechende Motionen. Der Bund wird nicht darum herumkommen, nachzuziehen, wenn er nicht von der Uno gerügt werden will.

BRIEF AUS MEDELLÍN

Florian Schwab



Nein, einen zweiten landesweiten Lockdown werde es in Kolumbien sicher nicht geben. «Undenkbar» sei der, sagte Vizepräsidentin Martha Lucía Ramírez Anfang Januar dem Blatt *Vanguardia*. Man wisse jetzt schliesslich, «wie das die Armut beeinflusst». Und die Politikerin fragt: «Wie viele Familien wurden durch den Verlust von Arbeitsplätzen und Einkommen getroffen?»

Die Worte der Vizepräsidentin darf man als Einladung nach Kolumbien lesen. Verbunden mit der Streichung der Mehrwertsteuer – normal: 19 Prozent – für Hotellerie und Gastronomie im Jahr 2021 ist es fast ein Angebot, das man nicht ablehnen kann.

Medellín. In den neunziger Jahren aufgrund der Drogenkriminalität als gefährlichste Stadt der Welt verschrien, hat sich die Hauptstadt des Departements Antioquia seither zu einem Magneten entwickelt. Sie besticht durch eine fabelhafte Infrastruktur und ein reichhaltiges gastronomisches Angebot. Zum Beispiel das Restaurant «El Cielo» des kolumbianischen Spitzenkochs Juan Manuel Barrientos Valencia, der in Miami eine erfolgreiche *Dépendance* unterhält: molekulare Küche auf höchstem Niveau, mit dem vermutlich besten Kaffee der Welt aus den nahegelegenen Plantagen. Abends ist das Lokal rappellvoll; die Pandemie merkt man höchstens daran, dass es möglich ist, auch kurzfristig einen Tisch zu ergattern.

Nicht nur im «El Cielo» pulsiert das Leben fast auf Vor-Corona-Niveau. Am Wochenende stehen und sitzen junge Leute dichtgedrängt in den Bars und Restaurants des Parque Lleras, des feuchtfröhlichen Zentrums des nächtlichen Medellín. Auch die Einkaufszentren, Treffpunkt der besseren Gesellschaft mit

vielen westlichen Marken – darunter Schweizer Uhrenhersteller –, sind gutbesucht.

Ohne die allgegenwärtigen Gesichtsmasken könnte man hier die Corona-Pandemie fast vergessen. Bei näherem Hinsehen ist aber durchaus nicht alles beim Alten. Viele Geschäfte und Restaurants sind verschwunden. Überall werden Lokale zum Kauf und zur Miete angeboten. Bis der Tourismus wieder an seine Glanzzeiten anknüpfen kann, dürften Jahre vergehen. Ausländer trifft man wenige an. Am ehesten ein paar Amerikaner, die sich hier längerfristig ins kostengünstige und vergnügliche Home-Office abgesetzt haben.

Die brachliegenden Immobilien lassen erahnen, welche Schäden die Corona-Massnahmen angerichtet haben. Unter der Regierung des konservativen Präsidenten Iván Duque wurde dem Land einer der weltweit schärfsten und längsten Lockdowns verordnet: Von Mitte März bis Anfang September waren die Leute daheim eingesperrt, die Geschäfte geschlossen. Man trifft Leute, die seit elf Monaten nicht mehr im Büro waren. Kolumbien, das vor einigen Jahren in die OECD aufgenommen worden war, neigte lange dazu, den entwickelten Ländern und ihren Massnahmen besonders beflissen nachzueifern – bis dieses Ansinnen an den wirtschaftlichen Realitäten zerschellte.

Die Ausbreitung von Covid vermochte man damit nicht zu verhindern. Die Fallzahlen nahmen zwar relativ langsam zu, erreichten aber noch während des Lockdowns im August 2020 ihren ersten Höhepunkt bei gut 13 000 positiven Befunden pro Tag. Nach dem Ende der drakonischen Schliessungen im September gab es nochmals eine kleinere Aufwärtsbewegung, die ihre Spitze Mitte Januar bei 20 000 positiven Tests

erreichte. Seither sind die Fälle – trotz weitgehender Öffnung des Landes – stark rückläufig und lagen zuletzt bei etwa 4000. Bei den Todesfällen pro Million Einwohner steht Kolumbien mit 1200 nur leicht besser da als Brasilien (1300) und Mexiko (1500), die viel weniger drastische Massnahmen verfügten.

Vom totalen Lockdown zur weitgehenden Öffnung: Was erklärt das Umdenken der Regierung? Es ist der wirtschaftliche Schaden, den die Massnahmen in dem ohnehin nicht besonders wohlhabenden Land angerichtet haben. Die offiziell ausgewiesene Arbeitslosigkeit verdreifachte sich zeitweise von gut 7 auf über 20 Prozent. Die Wirtschaftsleistung brach im letzten Jahr um 6,8 Prozent ein, obwohl sich der Staat mit 12 Prozent der gesamtwirtschaftlichen Produktion neu verschuldete, um einen Teil der Einnahmeausfälle zu kompensieren. Mit anderen Worten: Das Verhältnis von Kosten und Nutzen lief so sehr aus dem Ruder, dass dem Land keine andere Wahl blieb, als die Schliessungspolitik zu stoppen.

Auch die Popularität der Regierung litt zunehmend unter den Covid-Massnahmen. Hatte der Lockdown der Regierung im April noch einen Schub im Ansehen der Bevölkerung versetzt, so sank die Zustimmung mit jedem weiteren Monat. Vor Aufhebung der Massnahmen erreichte sie mit 31 Prozent ein Allzeittief und erholt sich seither langsam.

Nächstes Jahr sind Wahlen. Schafft es die konservative Regierung bis dahin nicht, das negative Stigma ihrer Covid-Politik abzuschütteln, dann könnte Kolumbien erstmals in seiner Geschichte einen links-populistischen Präsidenten bekommen.

Der Mann, der durchhielt

Markus Blocher hat sein Chemieunternehmen Dottikon ES zum Börsenstar gemacht. Der Erfolg ist seiner Eigenwilligkeit und Ausdauer zu verdanken.

Beat Gygi

Fast im Monatsrhythmus publiziert die Aargauer Gemeinde Dottikon Baugesuche der Dottikon Exklusive Synthesis AG für eine Mehrzweckanlage, eine Abgasverwertungsanlage oder ein Löschwasser-Rückhaltebecken. In der Firma tut sich etwas. Es ist Markus Blochers Spezialchemieunternehmen Dottikon ES, vormals als Ems-Dottikon und noch früher als Schweizerische Sprengstoff-Fabrik bekannt, das am Ausbauen ist – und seit einiger Zeit auch an der Börse Funken sprüht. Wer vor einem Jahr Dottikon-ES-Aktien gekauft hat, hat heute den vierfachen Wert in der Hand, wie die Grafik unten zeigt.

Wobei: Funken und Sprengstoff sind heikel. Geht man in Dottikon durchs Areal, sind Strukturen der früheren Sprengstofffabrik noch sichtbar: Einzelne Arbeitskammern sind im Gelände verteilt, betretbar durch längere Betongänge, die möglichst einen Winkel haben, um allfällige Explosionen abzdämpfen. Ist das nur Nostalgie, übriggeblieben in Bauten? Nein, der gewaltige Sprengstoffunfall vom April 1969 war zwar aus einer anderen Welt, aber eine Ahnung des Explosiven ist noch da: Dottikon ES verwendet hochbrisante Ausgangsprodukte für Pharma-Reagenzien, erstklassige Sorgfalt ist nötig.

Gewichtsverschiebung

Wenn man Aktien der Dottikon ES kaufen kann, ist es dann gleichwohl Markus Blochers Firma? Ja, jedermann kann zwar dabei sein, aber eher passiv. Der 49-jährige Hauptaktionär ist der dominierende Eigentümer, seit 2014 auch Verwaltungsratspräsident, seit 2003 operativer Chef, Gestalter, Innovator, Antreiber. Er hielt bis kürzlich 71,7 Prozent des Aktienkapitals, 7 Prozent lagen bei Peter Grogg, gut 5 Prozent bei seiner Schwester Miriam Baumann-Blocher und folglich weniger als 20 Prozent beim Börsenpublikum. Jetzt gibt es eine kleine Gewichtsverschiebung.

Vorige Woche schloss Dottikon ES eine Kapitalerhöhung um einen Zehntel ab, die nun 200 Millionen Franken in die Kasse bringt. Blocher selber zog nur etwa mit Viertelkraft mit, um

seinen Aktienanteil etwas zu verringern – zwei Drittel sieht er als unterste Limite. Das gibt Spielraum für Aktionäre aus dem breiten Publikum. Die Aktie soll in den Schweizer Börsenindex SPI gelangen, und dafür ist ein Streubesitz von mindestens 20 Prozent nötig.

Wozu dient das Geld? Blocher plant für die nächsten sieben Jahre Ausbauinvestitionen von rund 600 Millionen Franken, neue Produktions-

Er hat mit der Dottikon ES etwa die gleiche Wertsteigerung erreicht, wie sie seine Schwester mit der Ems.

anlagen für Pharmawirkstoffe, neue Infrastruktur, verbunden mit 200 neuen Arbeitsplätzen in Produktion und Technik/Engineering am Standort Dottikon, der heute etwas über 600 Vollzeitstellen hat.

Dottikon ES ist nach langer Durststrecke zu einer Erfolgsgeschichte der Schweizer Pharma- und Chemieindustrie geworden. Die Aktien haben jetzt etwa den achtfachen Wert von früher. Gespannt erwartet man die Zahlen zum Geschäftsjahr 2020/21, das Ende März endet.

Ein Geschwister-Vergleich liegt nahe: Markus Blocher hat mit seiner Dottikon ES jetzt etwa die

gleiche prozentuale Wertsteigerung seit 2005 erreicht, wie sie seiner Schwester Magdalena Martullo-Blocher mit der Ems-Gruppe gelungen ist. Beide sind ähnlich erfolgreich, beide im Chemiegeschäft – wenn auch nicht auf gleichem Terrain und keineswegs auf gleiche Art. Grob gesagt: Markus ging mit einer viel kleineren und weniger gut geölten Maschine an den Start als Magdalena. Sie ist die erfolgreiche Managerin, er der Unternehmer, der alles wagt, um seine Firma in Schuss zu bringen.

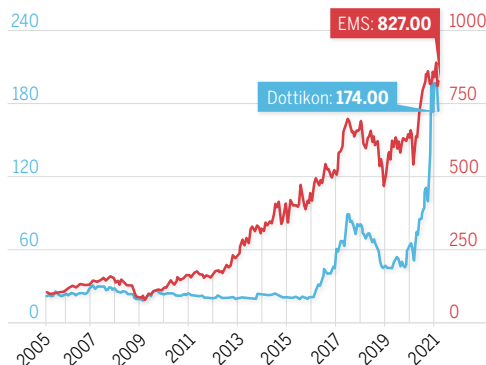
Kleine Ertragsperle

Nach der Wahl ihres Vaters und Ems-Hauptaktionärs Christoph Blocher 2003 in den Bundesrat erhielten die vier Kinder je gleiche Anteile am Konzern. Magdalena wurde Chefin der Ems-Gruppe, Markus Chef der Tochterfirma Ems-Dottikon. 2005 kam es zur Abspaltung, und Ems-Dottikon wurde an die Börse gebracht. Markus tauschte seine Ems-Anteile bei den Geschwistern gegen Aktien des auf Dottikon ES umfirmierten Unternehmens und kam mit der Zeit auf einen Kapitalanteil von gut 70 Prozent. Voller Einsatz.

Der Grössenunterschied ist nach wie vor gewaltig: Ems ist heute mit einer Börsenkapitalisierung von knapp 20 Milliarden Fran-

Bruder und Schwester

Entwicklung der Aktienkurse: Dottikon ES im Vergleich mit EMS-Chemie, in Franken

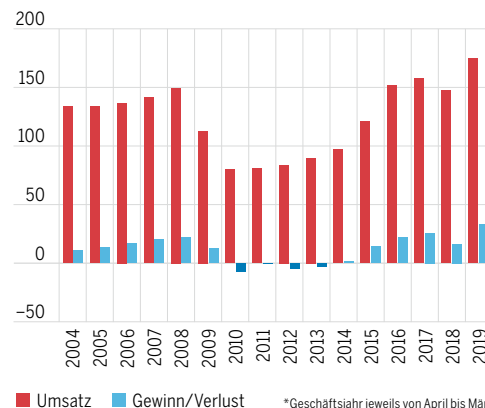


QUELLE: SIX-GROUP.COM, STAND: 15.03.2021

Aufschwung in modernen Märkten.

Mit Ausdauer durch die Durststrecke

Geschäftszahlen der Dottikon ES seit dem Börsengang, in Millionen Franken*



*Geschäftsjahr jeweils von April bis März

ken fast zehnmal so schwer und umsatzmässig auch zehnmal so gross wie Dottikon. Ems ist seit langem Spitze bei Betriebsmarge und Rendite pro eingesetzten Franken, Dottikon seit jüngstem auch. Anders gesagt: eine ähnliche Ertragsperle, im kleineren Massstab.

Wie ist Dottikons Erfolg zu erklären? Daniel Buchta, Experte für die Pharmaindustrie und Finanzanalytiker bei der Zürcher Kantonalbank (ZKB), sieht zwei Einflüsse im Vordergrund. «Erstens ist das Marktumfeld für Produzenten von Pharmawirkstoffen besser geworden, weil ein Teil der asiatischen Konkurrenz aus dem Rennen gefallen ist», sagt er. Viele Konkurrenten der Dottikon ES seien jüngst asiatische Firmen gewesen, von denen nun ein substanzieller Teil wegen Qualitätsproblemen von Gesundheits-Aufsichtsbehörden, vor allem der amerikanischen, vom Markt ausgeschlossen worden seien.

Dottikon ES ist ein Auftragsproduzent primär für die Pharmaindustrie. Das ES im Namen bedeutet «Exklusive Synthesis» und heisst, dass man massgeschneidert chemische Spezialprodukte und Dienstleistungen für die jeweiligen Kunden herstellt – als strategischer Partner und Spezialist für sicherheitskritische Reaktionen, die komplex, mit Hochdruck, tiefen Temperaturen et cetera verbunden sind. Ziel ist es, chemische Prozesse oft möglichst früh in der Entwicklungsphase eines Medikaments in Kooperation mit den Kunden zu entwickeln und in deren Auftrag dann die Wirkstoffe herzustellen.

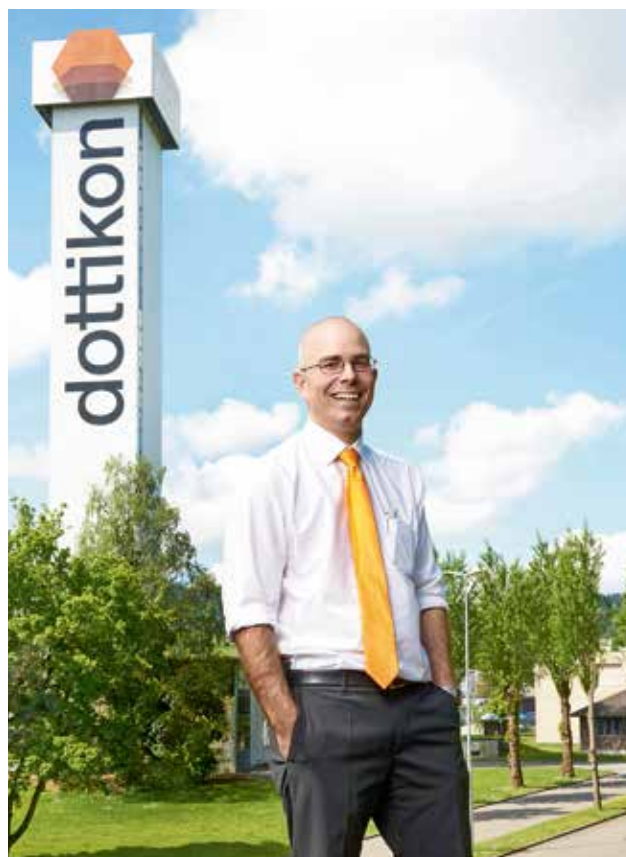
Nach Buchtas Einschätzung ist die Firma gut positioniert für die Herstellung qualitativ hochstehender sogenannter *small molecule*-Medikamente, also von Arzneimitteln, die kleinere Moleküle darstellen. «In dieser Kategorie ist die Synthese komplex, anspruchsvoll; in diesem Nischenmarkt für innovative Medikamente ist Dottikon mit Lonza wahrscheinlich weltweit führend», sagt er. Und in diesem Segment gebe es weniger Anbieter als im Massenmarkt, die Ausichten auf Umsatzwachstum seien gut.

CEO des Jahres

Früher hatte Dottikon darunter gelitten, dass Grossprojekte plötzlich wegfielen – und wie sieht es heute aus? Buchta stuft die Geschäftsbeziehungen als vergleichsweise langfristig und stabil ein. Solche Auftragsfertigungen liefen je nach Geschäft über fünf bis sieben, im Idealfall bis über zehn Jahre. Dottikon sei oft schon von den ersten Entwicklungsarbeiten an dabei, beim Vorbereiten der Produktion bis hin zur Phase der Grossvolumenproduktion. Auf Kundenseite ge-

wannen zudem kleinere Biotechnologieunternehmen gegenüber traditionelleren Pharmafirmen an Gewicht. Auch das führe zu engerer und stabilerer Zusammenarbeit.

Und was ist der zweite wichtige Einfluss? Die Strategie und Qualität der Führung. Blochers Kompass, Ausdauer, Führung. Es ist jedenfalls bemerkenswert, wie unbeirrt der Chef und Eigentümer Durststrecken durchgestanden hat. Buchta bestätigt, Blochers Zielgerichtetheit und Suche nach Innovation seien wichtige Beiträge zum Erfolg. Die Grafik zu Umsatz und Gewinn zeigt aber anschaulich, wie Blocher sich zuerst durch viele magere Jahre kämpfen musste, be-



Und wie ist es mit der Politik?
Unternehmer Blocher im aargauischen Dottikon.

vor der Erfolg kam. Immerhin war die Eigenkapitalquote von rund 80 Prozent so etwas wie ein Granitsockel in der Brandung.

Vor allem ab 2010 drückten Überkapazitäten aufs Geschäft, asiatische Konkurrenten drängten auf den Markt. Aber Blocher begab sich nicht einfach in die Deckung von Kostensenkungen, er duckte sich nicht, indem er Forschung und Entwicklung reduzierte. Nein, wie nur wenige andere verhielt er sich antizyklisch, hielt den Aufwand für Forschung und Entwicklung sowie Investitionen so hoch, als müsse man sich in einer vorwärtsstürmenden Branche an der Spitze halten. Der Turnaround gelang dann, der Aufschwung kam ab 2017, nach den mageren sieben Jahren.

2020 wurde Blocher vom Beratungsunternehmen Obermatt zum «CEO des Jahres» gekürt, quasi zum Schweizer Meister. Die Bewertung der CEO-Leistung beruht auf Finanzfakten nach drei Aspekten: Wachstum im Vergleich mit dem Markt, operative Effizienz im Sinn von Kostenkontrolle und Gewinnsteigerung sowie strategische Leistung, ausgedrückt im Aktienkurs. «CEOs auf der strategischen Rangliste haben im Betrachtungszeitraum überzeugende Strategien gezeigt und gelebt», hiess es bei Obermatt dazu.

Das Wort «gelebt» trifft zu. Auch in der Kostenkontrolle ging Blocher voran, mit einem Jahreslohn von gut 600 000 Franken verkörperte er den Chef, der nicht abhebt, selbst wenn die Firma praktisch ihm gehört. Warum hat er sie nicht ganz gekauft, sondern an der Börse gelassen, was ja aufwendig ist? Es sei gut für die Disziplin, sagte er jeweils, wenn man alle halbe Jahre öffentlich Rechenschaft darüber ablegen müsse, was mit den Finanzen laufe. Und verkaufen? «Durch einen opportunistischen Verkauf rasch viel Geld herauszuziehen, wäre ein Verrat an meinen Mitarbeitern», sagte er 2017 in der *Aargauer Zeitung*.

«Tripolare Weltordnung»

Man kann den Firmennamen Dottikon ES auch als Standorttreue verstehen. Blocher verfolgt die sogenannte Einstandortstrategie: alles in Dottikon. Damit alles stimme mit «Chemie, Termin, Qualität» seien klare Kommunikation, kurze Entscheidungswege, geringe Verständigungskosten notwendig – alles am gleichen Ort, ohne Verzettelung, und Verständigung im Unternehmen auf Deutsch. Blochers selbstbewusstes, bestimmtes Auftreten strahlt auch fachliche Kompetenz aus. Er hat an der ETH in Chemie doktriert, und mit seinem Fachwissen ist er ein anderer Gesprächspartner für Fachleute als ein Manager mit allgemeinerer Ausbildung. Ins Bild passt das Signet der Firma, das eine sechseckige chemische Verbindung darstellt.

Und wie ist es mit der Politik? Hat er als Sohn eines Politikers und Vater von sieben Kindern Anreize, die Welt auch auf diesem Weg zu verändern? Da sehe er zu wenig Effizienz, und mit politischen Stellungnahmen hält er sich zurück. Aber doch nicht ganz. In den Jahres- und Halbjahresberichten von Dottikon ES schreibt er jeweils ausführlich über die Weltlage, etwa die «tripolare Weltordnung» USA–China–Russland, zu Nato, Uno, Europa, über die Weltwirtschaft generell bis hin zur Analyse der Gesundheitsmärkte und zur Einordnung seiner Firma in das Ganze. Gesellschaft und Politik sind ihm ein Anliegen, ja, privat.

Streit um Temperaturen

Es war ein kleiner, aber feiner Vorschlag, wie man bei den Gebäuden der Bundesverwaltung effizient CO₂ einsparen könnte. SVP-Nationalrätin Andrea Geissbühler schlug in einer Motion vor, man solle in den kalten Monaten die Raumtemperatur auf 20 Grad Celsius senken. Viele Politiker wollten den CO₂-Ausstoss mit höheren Benzinpreisen und anderen für die Bevölkerung einschneidenden Vorschriften reduzieren, so die Bernerin. Das gehe jedoch auch einfacher und billiger.

So würden die Räume und Büros der Bundesverwaltung in den Wintermonaten dermassen beheizt, dass man es dort nur im T-Shirt aushalte. Deshalb wollte Geissbühler den Bundesrat gesetzlich verpflichten, die Raumtemperatur der gesamten Bundesverwaltung auf 20 Grad Celsius zu regulieren. Und sie rechnet vor: Wird die Temperatur nur um ein Grad abgesenkt, können



SVP-Nationalrätin Andrea Geissbühler.

etwa 6 Prozent an Heizenergie und je nach Art der Heizung gleich viel Kohlendioxid ausstoss eingespart werden.

Man kann verstehen, dass Bundesrat Ueli Maurer, als Finanzminister ist er auch Gebieter über die

Immobilien des Bundes, keine Freude hat, wenn ihm eine Parteikollegin vorschreiben will, bei welchen Raumtemperaturen er arbeiten soll. Zu den von Geissbühler verlangten 20 Grad Celsius meinte Maurer: «Man muss es sich schon auch gewohnt sein. Wir leben in der Regel mit etwas höheren Temperaturen.» Man solle die Motion ablehnen, weil sie als generelle Lösung nicht geeignet sei.

Interessant war, dass das linke Lager, welches ständig Klimaschutzmassnahmen predigt und die Bürger mit hohen CO₂-Abgaben schröpfen will, beim harmlosen Vorstoss von Geissbühler kniff. SP und Grüne stimmten entweder dagegen oder enthielten sich der Stimme. Und so ging der Vorstoss bachab.

Das wirft nun folgende Frage auf: Kann es sein, dass die Linken weniger euphorisch für Klimaschutzmassnahmen weibeln, wenn dabei für ihre Klientel nichts herauspringt?

Hubert Mooser

Obama, Stalin, Miles Davis

Was macht den Charismatiker aus? Gut auszusehen reicht nicht.

Jean-Martin Büttner



Er trägt ein Versprechen in sich:
Jazz-Gigant Miles Davis.

Die Geschichte bahnte sich beim Schuhputzen an: Harry Daugherty, ein brillanter politischer Analytiker aus Columbus, Ohio, sah neben sich einen Mann sitzen, der ihn sogleich faszinierte. Das Gesicht seines Nachbarn war scharf geschnitten wie ein römisches Profil. Er war von eindrucklicher Statur, strahlte Anmut, Mass und Würde aus. Wie Daugherty herausfinden sollte, sprach der Mann mit dunkler, kraftvoller Stimme. Er überzeugte die Männer und gefiel den Frauen. Und Harry Daugherty dachte: «Der Typ wirkt präsidial. Und aus diesem Adjektiv mache ich ein Subjekt.» Er setzte sich durch. Drei Jahre nach dem Ende des Ersten Weltkriegs wurde Warren Harding zum 29. Präsidenten der USA gewählt.

Was macht den Charismatiker aus? Der charismatische Führer, hat der Soziologe Max Weber erkannt, setzt neue Werte, verbreitet den Eindruck des Ausserordentlichen, entfaltet sich ausserhalb des Alltäglichen. Der Charismatiker trägt ein Versprechen in sich: alles anders zu machen als die Leute vor ihm.

Mahatma Gandhi war ein Charismatiker, aber auch Barack Obama, Ronald Reagan, Winston Churchill, Bill Clinton, Bob Dylan, Wladimir Putin, Adriano Celentano, Miles Davis. Und Pol Pot, Mao Zedong, Adolf Hitler, Josef Stalin oder Donald Trump. Marine Le Pen hat kein Charisma, Maggie Thatcher hatte so wenig Charisma wie Angela Merkel. Trotzdem haben beide Frauen die europäische Politik geprägt wie wenig an-

dere. Man sieht, die Sache gestaltet sich kompliziert.

Die obige, lose Liste löst folgende Fragen aus: Warum wird Charisma fast nur Männern zugeschrieben? Warum braucht man Macht, Einfluss oder Berühmtheit, um Charisma auszustrahlen? Oder anders gefragt: Warum lebt der Charismatiker erst in der Spiegelung des Blickes seiner Verehrerinnen und Verehrer auf?

Denn darum geht es letzten Endes immer: Ein Charismatiker wirkt erst dank der Menge, die ihn verehrt. Er braucht nicht schön zu sein; er muss bloss den Leuten, die vor ihm stehen, das einmalige Gefühl geben, für sie da zu sein. Wer je Bill Clinton, Michail Gorbatschow oder Mick Jagger in Aktion gesehen hat, kennt dieses flehende Gefühl, die charismatische Person glücklich zu machen durch Bewunderung. Charisma ist ein Kontakt ohne Beziehung.

Frauen werden zur Attraktivität entwertet, Männer als Charismatiker gefeiert. Dabei ist das Aussehen der Männer nicht entscheidend. Adolf Hitler, ein kleiner, hässlicher Mann, war weitestmöglich vom arischen Helden entfernt, den er sich zurechträumte. Und doch konnte er ein ganzes Volk zur Vernichtung der anderen antreiben.

Wenn Charisma ein Versprechen formuliert, was wird dann daraus, wenn sein Träger die Macht erobert hat? «Es verwandelt sich in Prestige», sagt der Ethno-Psychoanalytiker Mario Erdheim im Gespräch: «Das Charisma bricht Strukturen auf, das Prestige passt sich ihnen an.» Exemplarisch lässt sich das an der Karriere von Barack Obama nachzeichnen. Mit seinem «Yes, we can!» trat er als Heilsbringer an; mit seinem Zaudern, seinem kühlen Legalismus erwies er sich als Enttäuschung.

Warren Harding, der präsidial wirkende Mann beim Schuhputzer, wird heute als einer der schlechtesten Präsidenten der USA gehandelt. Das bestätigt ein aktuelles Ranking. Harding war korrupt, faul, dumm und vor allem am Glücksspiel und an möglichst vielen Frauen interessiert. Er hatte null Charisma. er sah bloss gut aus. Seine beste Tat als Präsident: Er starb mitten im Amt an Herzversagen.

EINE FRAGE DER MORAL

Eugen Sorg



Vor einem Vierteljahrhundert druckte *The Observer*, die Zeitung der renommierten Notre-Dame-Universität in Indiana, den Brief einer afroamerikanischen Geschichtsstudentin ab. Diese setzte darin Christoph Kolumbus mit Hitler gleich, bezeichnete die weissen Siedler Amerikas als «teuflische Barbaren» und beschuldigte «die weisse Rasse» als «grössten Mörder, Vergewaltiger, Plünderer und Dieb der modernen Welt».

Ausser in linksradikalen Milieus wäre die Position der Studentin zum Zeitpunkt der Publikation von den meisten Amerikanern als extremistisch und unwahr abgelehnt worden. Fünfundzwanzig Jahre später zeigt sich ein völlig verändertes Bild. Unter der Firmierung Critical Race Theory (kritische Rassen-theorie) hat sich die Auffassung der Studentin bei den politischen, akademischen, kulturellen und technologischen Eliten durchgesetzt.

Denkmäler werden zerstört, Filmklassiker aus dem Verkehr gezogen, Bibliotheken gesäubert, auch wenn es sich bei den entsorgten Büchern um Weltliteratur handelt. Wie in der paranoiden McCarthy-Ära, als unter jedem Bett ein Kommunist vermutet wurde, lauert heute der Rassismus überall: in Coca-Cola, im Würfelspiel Monopoly, in der Mathematik. Und in den Köpfen und Herzen der Weissen.

Universitäten, Behörden, Grosskonzerne bieten ihre Angestellten zu Diversitäts-Workshops und Sensibilisierungs-Seminaren auf. Die Teilnehmer werden angeleitet, ihre weissen Privilegien, ihre weisse Vorherrschaft, ihren weissen Rassismus anzuerkennen, um danach ihre weisse Identität aufzugeben. Wer sich widersetzt, riskiert soziale Ächtung und beruflichen Ruin. Weiss-Sein heisst schuldig sein.

Intellektuelles Zentralkomitee der nationalen Transformation ist die *New York Times*. Ihr «1619 Project» soll die Geschichte des Landes neu schreiben. Nicht die welterschütternde Unabhängigkeitserklärung von 1776 markiere die Geburt der Nation, so die These von Projekt-Initiantin Nikole Hannah-Jones, sondern die Ankunft des ersten Sklavenschiffes aus Afrika im Jahr 1619 an der Küste von Virginia.

Hannah-Jones ist jene Frau, die als junge Studentin vor fünfundzwanzig Jahren den Brief an den *Observer* geschrieben hatte. Ihre Grundideen über die «weisse Rasse» sind immer noch dieselben, aber sie sind zum Mainstream geworden. Nur so ist erklärbar, dass ihre einseitigen, fehler-

Der Sklavenmarkt in Algier florierte mit frischer europäischer Menschenware.

haften Aussagen über die amerikanische Sklaverei kaum kritisiert, sondern sogar mit dem Pulitzerpreis ausgezeichnet wurden.

Hannah-Jones' Behauptung von der Einzigartigkeit des amerikanischen Sklavenwesens verschweigt die Tatsache, dass Sklaverei die längste Zeit der Menschheitsgeschichte eine quasi naturgegebene Einrichtung war und Sklaven wahrscheinlich die erste globale Währung bildeten. Die meisten Gesellschaften auf allen Kontinenten hielten Sklaven.

Chinesen versklavten Türken, Koreaner, Perser, Indonesier und heute Uiguren. Mayas und Azteken waren Sklavenhalter. Araber jagten Afrikaner, bevor die Europäer den Schwarzen Kontinent heimsuchten. Afrikanische Häuptlinge und Händler wurden reich durch den Verkauf ihrer afrikanischen Zeitgenossen. Irische

Stämme versklavten andere weisse Stämme auf der britischen Insel, wurden später selber von den Wikingern versklavt, die auch mit slawischen Unterworfenen handelten, die später ihrerseits die untergehenden Wikinger versklavten.

Zur selben Zeit, als das erste Schiff mit afrikanischen Sklaven vor der Küste Virginias auftauchte, florierte der Sklavenmarkt im nordafrikanischen Algier mit frischer europäischer Menschenware. Über eine Million Spanier, Italiener, Engländer, Franzosen sollen die arabo-muslimischen Sklavenjäger zwischen 1530 und 1780 verkauft haben. Der Bekannteste von ihnen war Miguel de Cervantes («Don Quijote»).

Unsäglich brutal war das Leben für alle. Einer der frühesten bekannten Gesetzestexte, der viertausend Jahre alte Codex Hammurapi aus Babylon, schreibt fest, dass ungehörigen Sklaven die Ohren abgeschnitten und Fluchthelfer getötet werden sollen. Sklaverei war über Jahrtausende keine Frage der Moral und keine der Hautfarbe oder «Rasse», sondern eine pragmatische Frage der Macht. Sklaven hielten sich jene, die stark genug waren, welche zu beschaffen. Und wer keine hielt, war nicht edel, sondern zu schwach dazu.

Kategorischer Widerstand gegen diese Praxis erwachte erst sehr spät. 1775 wurde in Philadelphia die erste Anti-Sklaverei-Gesellschaft der Welt ins Leben gerufen. Die Gründer waren Mennoniten und Quäker, evangelikal-christliche Amerikaner, Angehörige jener – nach den Worten von Hannah-Jones – «weissen Rasse», des angeblich «grössten Mörders, Vergewaltigers, Plünderers und Diebs der modernen Welt».

Wie wehrhaft ist Europa?

In Afrika leben viermal so viele Kinder und Jugendliche wie in Europa. Viele von ihnen zieht es in den Norden. Das ist gefährlich.

Thilo Sarrazin

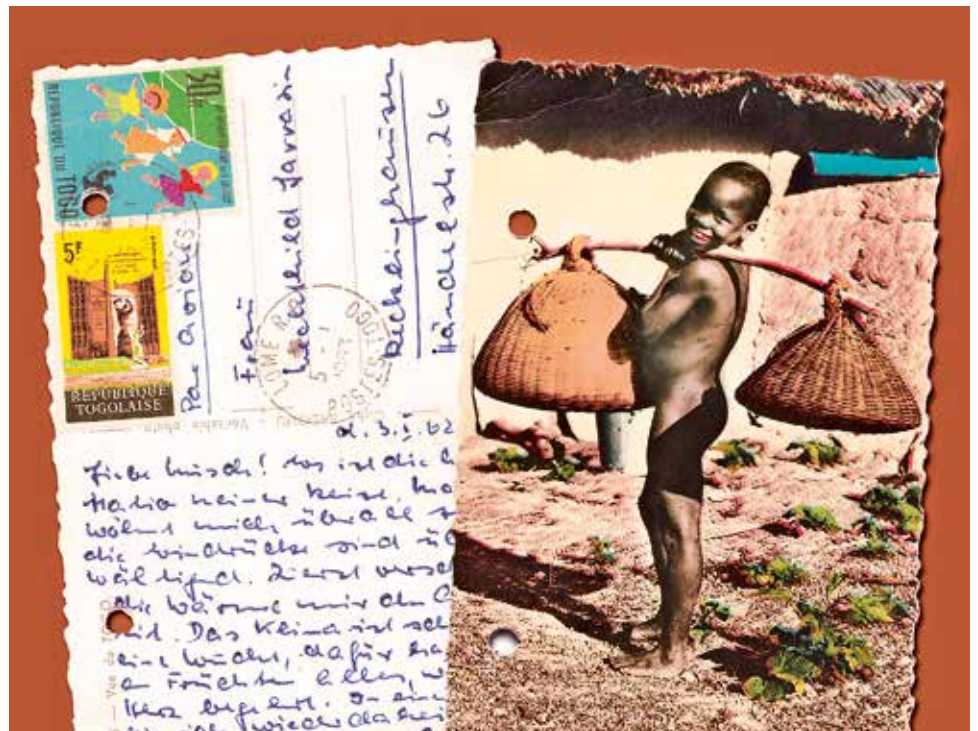
Eine Freundin meiner Mutter arbeitete in den fünfziger und sechziger Jahren als Ärztin in verschiedenen Ländern Afrikas und des Nahen Ostens. Über ihre ersten Tage in Lomé (Togo) schrieb sie im Juni 1963 an meine Mutter: «Bis Oktober muss ich leider im Hotel wohnen, da einfach keine Wohnungen frei sind. Hier wohnen lauter Experten der Uno, und schon beim Frühstück führen wir lebhafteste Gespräche in drei Sprachen.» Ihre Ansichtskarte zum Jahreswechsel zeigte einen Dorfjungen, wie die Natur ihn schuf, der mit strahlendem Lächeln zwei Bastkörbe trug.

40 Prozent Analphabeten

Das Bild spiegelt gleichzeitig Heiterkeit, Jugend, Rückständigkeit und Hoffnung. Es ist heute als Postkartenmotiv schwer vorstellbar. Als das Bild entstand, hatte Togo 1,3 Millionen Einwohner. Seitdem hat sich die Bevölkerung versechsfacht und besteht zur Hälfte aus Kindern und Jugendlichen. Auch sechzig Jahre nach der Unabhängigkeit bekommen die Frauen durchschnittlich vier bis fünf Kinder.

Um den Dorfjungen und sein Land in die Moderne zu führen, war das erstklassige Hotel in der Hauptstadt der damals seit drei Jahren unabhängigen Republik voll von den erwähnten Uno-Experten. Deren Mission ist offenbar spektakulär missglückt. Sechzig Jahre nach der Unabhängigkeit zählt Togo mit einem Pro-Kopf-BIP von 675 Dollar zu den ärmsten Ländern der Welt, und auch beim Uno-Index der menschlichen Entwicklung steht es auf den hintersten Rängen. Knapp 40 Prozent der erwachsenen Einwohner sind Analphabeten. Die Republik Togo wurde seit der Unabhängigkeit durchgehend autoritär regiert. Eine Demokratie ist es nur dem Namen nach.

Eine Entwicklung wie in Togo ist in den Ländern Afrikas nicht die Ausnahme, sondern fast durchgehend die Regel. Überall in Afrika sank in den letzten Jahrzehnten die Kindersterblichkeit und stieg die Lebenserwartung. Der Hunger ist weitgehend besiegt, aber eine durchgreifende Modernisierung kommt in Afrika nicht zustande. Am Welthandel nimmt der



Mission missglückt: Postkarte aus Togo an die Mutter von Autor Sarrazin, Juni 1963.

Kontinent kaum teil. So entfallen nur 2 Prozent des deutschen Aussenhandels auf Afrika. Allenfalls ist es Rohstofflieferant, hauptsächlich für Öl und Gas. Fertigwaren exportiert es kaum, technisch anspruchsvolle Produkte überhaupt nicht.

Der Kontinent ist klimatisch begünstigt, reich an Rohstoffen und landwirtschaftlich nutzbaren Flächen. Zu den Ursachen seines

Auch Grossbritannien, Deutschland und China fanden in die Moderne, ohne vom Weltgeist beraten zu werden.

hartnäckigen Entwicklungsrückstands sind Bibliotheken gefüllt worden. Aber letztlich müssen die Afrikaner selber die Antwort auf die Frage finden, wie sie ihre Zukunft gestalten wollen. Die koloniale Bevormundung ist seit sechzig Jahren vorbei, und wir Europäer tun

gut daran, uns mit Ratschlägen zurückzuhalten.

Die Hotels in Afrika sind immer noch gut gefüllt mit internationalen Experten. Aber mir scheint das ein Irrweg zu sein. Auch Grossbritannien, Deutschland, Japan und China fanden je auf ihre Weise den Weg in die Moderne, ohne vom Weltgeist beraten zu werden. Sie haben voneinander gelernt, und das Wissen der Welt steht auch den Afrikanern und ihren Staaten offen.

Mut und Entschlusskraft

Auch Afrikaner möchten gerne einen besseren Lebensstandard haben, was nur verständlich ist. Umfragen zeigen, dass 40 bis 60 Prozent der jungen und jüngeren Afrikaner eine Auswanderung erwägen. Jährlich wächst die Zahl der Afrikaner um rund vierzig Millionen, das ist ein halbes Deutschland oder eine vierfache Schweiz (und in elf Jahren eine ganze EU). Die

Zahl der jungen Menschen bis neunzehn Jahre ist heute schon in Afrika viermal so gross wie im geburtenarmen und alternden Europa; 2050 wird sie achtmal so gross sein.

Man muss kein Rechenkünstler sein, um festzustellen, dass Auswanderungszahlen, die in Afrika kaum entlastend ins Gewicht fallen, in Europa in nur wenigen Jahrzehnten zu einem völligen Umkippen der demografischen Bevölkerungsstrukturen führen würden. Europa braucht diese Zuwanderung nicht, um seinen Lebensstandard zu sichern und seine Zukunft zu bewältigen. Für die gesellschaftliche, soziale und politische Stabilität Europas wäre eine anhaltende grössere Zuwanderung aus Afrika sogar gefährlich. Das ist so evident, dass man darum eigentlich gar nicht viele Worte machen müsste.

Der richtige Weg ist, afrikanische Länder in Bildung und Ausbildung und beim Wissenstransfer, so gut es geht, zu unterstützen und ihnen unsere Märkte für ihre Fertigwaren zu öffnen, soweit dies nicht bereits geschehen ist. Der richtige Weg ist aber auch, ihnen eindeutig zu vermitteln, dass grössere Auswanderung nach Europa nicht toleriert wird. Dazu gehören der Mut und die Entschlusskraft, illegale Einwanderer tatsächlich an den Grenzen Europas aufzuhalten und sie, sollte ihnen die Einreise doch gelingen, grundsätzlich ausnahmslos in ihre Herkunftsländer zu verbringen.

Entwicklungshilfe jedweder Art sollte künftig auf jene afrikanischen Länder konzentriert werden, die dabei kooperieren und die illegal Eingereisten auch tatsächlich zurücknehmen. Auch militärisch gesehen, muss Europa ausreichend wehrhaft sein, um sich wirksam gegen unerwünschte Einwanderung zu schützen.

Politisches Asyl ist die Ausnahme

Nur ein kleiner Bruchteil der Afrikaner lebt in einer funktionierenden Demokratie. Darum kann dies kein Massstab für die Asylgewährung sein. Politisch Verfolgte kann (und soll) natürlich weiterhin Asyl gewährt werden. Aber Kriegsflüchtlinge, die es auf dem spannungsgeladenen afrikanischen Kontinent immer wieder geben wird, sollten vorläufige Unterkunft und Schutz ausschliesslich in Afrika selber, möglichst nahe an ihrer Heimat, finden. Die deutsche Asylnachrichtendienst zeigt, dass letztlich nur einem Prozent aller Antragsteller politisches Asyl gewährt wird. Sie zeigt aber auch, dass nur ein kleiner Bruchteil der Asylbewerber und illegalen Einwanderer, die nach Deutschland eingereist sind, das Land je wieder verlassen hat.

In diesem Punkt müssen Deutschland und Europa sich endlich ehrlich machen: Wer einmal Asyl beantragt hat, verlässt erfahrungsgemäss kaum jemals wieder das Land, und er zieht durch das erfolgreiche Beispiel andere nach, sobald irgendein Aufenthaltsstatus (auch

ohne Asyl) einmal gewonnen ist. Damit geht ja auch die sorgenfreie Versorgung mit Krankenversicherung, Kleidung, Nahrung und Unterkunft einher – auf einem Niveau, von dem man in Togo und woanders in Afrika nur träumen kann. Es kann aber nicht die Lösung sein, die ungelösten Probleme Afrikas in deutschen und europäischen Sozialkassen zu parken. Das hat nicht nur finanzielle Grenzen, sondern ist auch politisch explosiv.

Darum brauchen wir einen wirksamen Grenzschutz und einen grundsätzlich neuen Umgang mit dem Thema Asyl. Die gegen-

Wir sollten illegale Einwanderer grundsätzlich ausnahmslos in ihre Herkunftsländer verbringen.

wärtige Praxis sieht doch in Deutschland und vielen anderen Ländern der EU – anschaulich vereinfacht, aber keineswegs verfälscht – wie folgt aus:

Am Grenzzaun steht unter dem Bundesadler und einem Sonnenschirm ein Tisch mit zwei Stühlen. Auf dem einen Stuhl sitzt ein Bundespolizist und nimmt die Personalien auf (ein weiterer Polizist organisiert die Warteschlange). Auf dem anderen Stuhl nimmt der Einreisewillige Platz und spricht das Zauberwort «Asyl» aus. Das ist das «Sesam, öffne dich!». Papiere verloren? Kein Problem, den Angaben des Asylbewerbers ist zunächst Glauben zu schenken.

Nach Aufnahme der Personalien wird der Betreffende an die zuständigen Ämter weitergeleitet. Er erhält eine Unterkunft und Geldleistungen nach dem Asylbewerberleistungs-

gesetz, dazu eine vollständige medizinische Versorgung. Später dann gibt es Leistungen nach der deutschen Grundsicherung. Und für die in Deutschland geborenen Kinder gibt es alle Geld- und Sachleistungen, auf die die Eltern deutscher Kinder in vergleichbarer Lage Anspruch haben. Da ist es kein Wunder, dass kaum einer von jenen freiwillig ausreist, die es einmal nach Deutschland geschafft haben – und Abschiebungen sind sowieso fast unmöglich.

Systemisch hat sich Deutschland darauf eingestellt, dass auf diese Art rund 200 000 Menschen jährlich ins Land kommen. Jedes Jahr bedeutet dies für die öffentlichen Kassen einen zusätzlichen jährlich wiederkehrenden dauerhaften Kostenblock von 2,5 bis 3 Milliarden Euro. Noch werden diese Milliarden in den grossen Sozialhaushalt irgendwo so verteilt, dass die Zahlen insgesamt möglichst unauffällig sind. Bei nur 700 000 Geburten im Jahr verändert sich dadurch aber die Zusammensetzung der Bevölkerung kontinuierlich.

Merkel ist «im Reinen» mit sich

Der Missmut der Bevölkerung zeigt sich unter anderem darin, dass die SPD ihren Status als grösste Arbeiterpartei bereits verloren hat. Und was wird geschehen, sollte die Einwanderung aus Afrika mit dem steigenden Bevölkerungsdruck dort einmal richtig zunehmen?

Angela Merkel hat kürzlich erklärt, dass sie, politisch gesehen, mit sich «im Reinen» sei. Sie hat den Migrationspakt unterschrieben und sieht all das als unvermeidlich oder vielleicht sogar wünschenswert an. Hoffen wir, dass es im Herbst mit dem Kanzlerwechsel auch einen Neubeginn in der Migrationspolitik gibt.



«Ich möchte nie aufhören, Fragen zu stellen.»

Patrick Frost
Group CEO
zum selbstbestimmten Leben



Selbst ist die Frau

Bei einer Scheidung sind Hausfrauen künftig auf sich allein gestellt, sagt das Bundesgericht. Clevere Frauen sorgen vor.

Katharina Fontana

Die Ehe erlebt dramatische Zeiten, gewisse Auguren sagen in diesen Tagen schon ihr Ende voraus. Der Grund für die Aufregung liegt in Lausanne. Das Bundesgericht hat in einer Reihe von Leiturteilen den Anspruch von Hausfrauen und Müttern auf naheheliche Unterhaltszahlungen drastisch eingeschränkt. Künftig geniessen sie kaum noch Vertrauensschutz, wenn ihre Ehe scheitert und sie sich ohne Mann und Familieneinkommen wiederfinden.

Der bislang letzte Schritt erfolgte vor ein paar Wochen (*Weltwoche* Nr. 9/21). Die Lausanner Richter hielten fest, dass von nun an auch Hausfrauen, die älter sind als 45 Jahre, nach der Scheidung prinzipiell eine Arbeit aufnehmen und sich ihren Unterhalt selber verdienen müssen. Eine langjährige Ehe bietet ihnen ebenfalls keinen finanziellen Schutz mehr. Auch mit Müttern springt das Bundesgericht unsanft um: Sie werden nach der Scheidung wieder zur Arbeit geschickt, wenn das jüngste Kind in die Schule kommt, was heute oft schon mit vier Jahren der Fall ist. Dabei wird der Frau fast jede Tätigkeit zugemutet, um zu Geld zu kommen, auch Jobs im Tieflohnbereich. Der Weg von der MillionärsGattin zur Tellerwäscherin kann also kurz sein.

Lausanner Gleichstellungsturbos

Am Bundesgericht scheint man über die forschenden Entscheide, die da gefällt werden, selber etwas perplex zu sein. Die Abteilung, die die Leiturteile verantwortet, ist mit fünf bürgerlichen Richtern besetzt. Diese haben noch vor nicht allzu langer Zeit eine eher paternalistische Linie vertreten und die klassischen Hausfrauen bei Scheidungen meist sehr pfleglich behandelt. Dass sich die fünf Männer plötzlich derart progressiv geben und innert Kürze von konservativen Frauenschützern zu eigentlichen Gleichstellungsturbos geworden sind, sorgt deshalb für Erstaunen.

Die öffentlichen Reaktionen auf den neuen Wind, der aus Lausanne weht, fallen gemischt aus. Von den einen gibt es Applaus, sie sehen darin einen Schub für egalitäre Lebensmodelle,

bei denen beide Partner auswärts das Geld verdienen. Andere beurteilen die neue Rechtslage um einiges zurückhaltender und befürchten, dass Scheidungen künftig allein auf dem Buckel der Frauen ausgetragen werden. Anwältinnen werfen dem Bundesgericht Realitätsferne vor, Linke verlangen einen Hausfrauenlohn. Der Frauendachverband Alliance F begrüsst die neue Praxis, will gleichzeitig aber den Sozialstaat kräftig ausbauen: mit einer Elternzeit und einer weiteren Subventionierung der

Die Scheidungskonvention auf Vorrat ist das Gegenstück zur verschärften Unterhaltspraxis.

Krippen. Konservative sind empört und sehen das Bundesgericht als Totengräber der bürgerlichen Familie, die sich eigenverantwortlich um die Kinder kümmert.

Bei all dem Lob und all der Kritik kommt ein wichtiger Punkt zu kurz. Die Frauen haben es nämlich in der Hand, für eine allfällige Scheidung vorzusorgen und sich vertraglich abzusichern. Das Bundesgericht, das sich ihnen gegenüber jetzt so harsch zeigt, hat in einem anderen Leiturteil entschieden, dass Verlobte eine sogenannte Scheidungskonvention auf Vorrat abschliessen und miteinander verbind-

lich abmachen können, wie viel Unterhalt der Mann der Frau (oder umgekehrt) bezahlen muss, sollte die Ehe irgendwann einmal scheitern. Konkret ging es um einen Fall, in dem die Verlobten einen Tag vor der Heirat vertraglich vereinbarten, dass der Ehemann der Ehefrau im Scheidungsfall 20 000 Franken pro Monat schuldig sei. Die Ehe blieb kinderlos, ein paar Jahre später reichte der Mann die Scheidung ein und wollte nichts mehr von seiner früheren Zusage wissen. Das Bundesgericht stellte indes klar, dass solche Abmachungen später nicht einseitig widerrufen werden können. Vielmehr sind sie vom Scheidungsgericht zu berücksichtigen, sofern sie nicht offensichtlich unangemessen sind.

Kaltblütigkeit gegenüber dem Schatz

Man kann die Scheidungskonvention auf Vorrat durchaus als Gegenstück zur verschärften Unterhaltspraxis ansehen, als eine Art privater Selbstschutz für Frauen, die im Einklang mit dem Mann eine traditionelle Ehe führen und ihre Berufstätigkeit zugunsten der Familie aufgeben möchten. Der Charakter der Ehe wird dadurch ein anderer: Sie wird von einem staatlich geschützten Institut immer mehr zu einer privat ausgehandelten Angelegenheit. Das muss nicht schlecht sein. Von den Frauen erfordert dies allerdings in einem ausgesprochen romantischen Moment ihres Lebens das Bewusstsein, dass sie selber für ihre Interessen eintreten müssen, sowie eine gewisse Kaltblütigkeit gegenüber dem Schatz.

In einer ganz anderen Lage als die Frauen, die erst noch heiraten wollen, befinden sich die älteren Hausfrauen und Mütter, die vor fünfzehn, zwanzig Jahren den Bund der Ehe eingegangen sind und sich der Familie gewidmet haben. Damals konnte sich ein Mann noch nicht so schnell und folgenlos aus der Ehe verabschieden, die nahehelichen Unterhaltsansprüche waren garantiert. Diese Frauen werden sich mit Recht fragen, ob es fair ist, wenn das Bundesgericht die Regeln im Nachhinein ändert und sie bei einer Scheidung künftig im Regen stehenlässt.



Es ist noch Suppe da!

Wäre ich Angela Merkel, würde ich mir langsam Sorgen um meine politische Zukunft machen.



Wäre Bert Brecht noch am Leben, würde er sein vieldeutiges Lächeln aufsetzen und sagen: «Der Moment ist gekommen, da die Regierung sich ein neues Volk wählen sollte!» Dabei ist nicht viel passiert. In zwei Ländern der Bundesrepublik, in Baden-Württemberg (BW) und in Rheinland-Pfalz (RP), haben Wahlen stattgefunden. Etwa 15 Millionen Menschen leben in den beiden Provinzen, so viele wie in Lagos (Nigeria) oder Shenzhen (China). BW ist für seine Maultaschen, RP für den Pfälzer Saumagen bekannt. Zu den Dingen, die man sich im Zusammenhang mit diesen beiden Ländern nicht vorstellen kann, gehören Palmen, Delfine und Hochdeutsch in BW und Kakteen, Wasserfälle und Antilopen in RP. Dafür gibt es regelmässig Wahlen, alle fünf Jahre in BW, in RP ebenso, zuletzt, wie angedeutet, am vergangenen Sonntag.

Dabei haben die Grünen in BW mit 32,6 Prozent das beste Ergebnis ihrer Geschichte erreicht, derweil ihr Juniorpartner, die CDU, von 27 auf 24,1 Prozent abgerutscht ist; die SPD musste sich mit 11 Prozent zufriedengeben, ein halbes Prozent mehr als die aus dem Koma erwachte FDP. In RP hatten die Sozialdemokraten mit 35,7 Prozent die Nase deutlich vorn, die CDU büsste 4,1 Prozent ein und verbuchte 27,7 Prozent auf ihrem Konto, während die Grünen mit 9,3 Prozent einstellig blieben und die FDP es mit 5,5 Prozent knapp in den Landtag schaffte.

Es kam wie erwartet. In BW wird die grün-schwarze Koalition fortgesetzt, in RP die sogenannte Ampel aus SPD, FDP und den Grünen. Kein Erdbeben, kein Seebeben, kein Harakiri, allerdings eine Niederlage mit Folgen vor allem für die Kanzlerin. Jetzt müsste der neue Vor-

sitzende der Union, Armin Laschet, «dafür sorgen, dass Merkel geht», schrieb der Chefredaktor der *Welt*, Ulf Poschardt, Merkel habe lange genug dem «Niedergang der Union ungerührt» zugeschaut; allmählich werde es «einsam um Angela Merkel», meinte die *Neue Zürcher Zeitung*, die *Märkische Oderzeitung* orakelte, die CDU müsste «höllisch aufpassen, dass sie nicht die nächste und damit letzte Partei wird, die als Volkspartei ausgedient hat».

Es wäre, als würde der Kapitän der «Titanic» nach der Havarie sein Kapitänspatent zurückgeben.

Wäre ich Angela Merkel, würde ich langsam damit anfangen, mir Sorgen um meine politische Zukunft zu machen, also die verbleibenden sechs Monate bis zu der Bundestagswahl im September. Allerdings halte ich die Forderung, sie sollte zurücktreten oder zum Rücktritt gezwungen werden, für wenig hilfreich. Es wäre, als würde der Kapitän der «Titanic» nach der Havarie mit dem Eisberg sein Kapitänspatent zurückgeben.

Der Vergleich mag ein wenig übertrieben scheinen, weil die «MS Deutschland» ja noch nicht havariert ist. Da mag Glück im Spiel gewesen sein, die Vorsehung oder einfach die Tatsache, dass die Bundesrepublik Vorräte angesammelt hat, die noch nicht verbraucht sind. Es ist noch Suppe da!

Aber spätestens wenn die Energiewende vollendet ist, wenn das letzte Kohlekraftwerk abgeschaltet und das Land mit Windrädern voll-

gemüllt wurde, wenn die Verkehrswende dem staatlich subventionierten E-Auto zum Durchbruch verholfen und jede Frau und jeder Mann Anspruch auf ein bedingungsloses Grundeinkommen hat, das von denjenigen erarbeitet wird, die einen Arbeitsplatz als Belohnung für Klapphalten und Strammstehen erhalten haben, spätestens dann wird ein Kind oder ein Narr aus der Reihe treten und fragen: «Warum ist denn niemand Mutti in den Arm gefallen, bevor es zu spät war?»

Man könnte die Frage auch anders stellen. Was soll der ganze Föderalismus mit 16 Landesparlamenten, 16 Landesregierungen, 16 Ministerpräsidenten, mit dem Bundestag, dem Bundesrat, den Ausschüssen, Ethikräten, Beauftragten und Koordinatoren, wenn es am Ende auf eine One-Woman-Show hinausläuft?

In jeder Tragödie steckt ein komischer Kern. Dass zwei an sich unbedeutende Landtagswahlen ein Gebäude ins Wanken bringen, das jedes Beben heil überstanden hat, könnte man als Beleg dafür nehmen, dass Gott doch Sinn für Humor hat. Er hat es auch zugelassen, dass eine ehemalige FDJ-Sekretärin zur Bundeskanzlerin aufsteigen konnte. Sie sei mit sich «sehr im Reinen», antwortete Merkel in einem FAZ-Interview auf die Frage, ob sie ihren Entschluss, 2017 noch einmal anzutreten, jemals bereut habe. Vier Legislaturperioden Bundeskanzlerin zu sein sei «eine gute Zeitspanne», sie werde «frohgemut die Verantwortung in andere Hände geben».

Wer immer das sein wird, er oder sie wird schnell begreifen, dass ein Albtraum mit dem Erwachen nicht beendet ist.

Geist Wilhelm Tells

Nr. 10 – «Zaubermeister der Demokratie»
Marcel Odermatt über Walter Wobmann

Eine schöne Würdigung. Ein anständiger, bescheidener, kämpferischer Mensch – das ist für mich der Geist Wilhelm Tells, der die Schweiz im innersten Kern wirklich ausmacht.

Inge Vetsch, Online-Kommentar

Erfolg und Risiko

Nr. 10 – «Die Schweiz ist grossartig»
Editorial von Roger Köppel

In schlagkräftigen Unternehmungen gibt es oft eine Unité de Doctrine: Die Schweiz ist mangels eigener Rohstoffe oder Häfen ein erfolgreicher Werk-, Kreativ-, Bildungs- und Bankenplatz geworden. Justament wegen ihrer Unternehmer und Risikoträger – nicht wegen der Gastarbeiter. Diese müssen von uns angelernt werden, denn sie bringen kein exklusives Know-how. Hans Georg Lips, Kreuzlingen

Flipperkasten-Politik

Nr. 10 – «Bersets Panik-Milliarde»
Alex Baur über die Corona-Politik

Herzlichen Dank an Alex Baur, der den Mut hatte, einen Bericht über den Corona-Wahnsinn zu schreiben! Ebenfalls ein Dankeschön an die Redaktion, welche diesen Bericht auch drucken liess. Kurt v. Niederhäusern, Köniz

Flipperkasten-Politik: Mit sieben Kugeln gleichzeitig und 0,0 Evidenz werden Milliarden von Volksvermögen verbraten. Völlig tilt! Wer zieht dem bad game den Stecker? Guerrino Stivanello, Wil

Eklatant einseitig

Nr. 9 – «Schweizer Fernsehen nimmt Partei»
David Klein über Pierre Krähenbühl

Der Autor hält SRF zum Fall Krähenbühl den Spiegel eklatanter Einseitigkeit vor, zu Recht. Doch lenkt die Geschichte von Krähenbühls eigentlichem Versagen als Leiter des Hilfswerks der Vereinten Nationen für Palästina-Flüchtlinge (UNRWA) ab. Denn hinter Bundesrat Cassis' Worten, die UNRWA sei Teil des Problems, steht das von Krähenbühl tolerierte Grundübel an den UNRWA-Schulen. Dort werden seit Jahrzehnten unzählige palästinensische Kinder zu Feinden Israels erzogen. Auch wird ihnen systematisch das «Rückkehrrecht» eingepflegt, eine Illusion auch, weil jene Uno-Resolution 194 unverbindlich war. Dabei stammen rund 75 Prozent der Palästinenser und damit ihre Nachkommen ursprünglich aus umliegenden Ländern. Seit 2015 deckt United Nations Watch (UN Watch) in Genf die Verbreitung antisemitischen Gedankenguts durch UNRWA-Mitarbeiter auf. Jedenfalls befremdete es, wenn Krähenbühl jeweils von «neutralem» Verhalten sprach. Israel erlebte das Gegenteil. Und doch fliessen erneut Steuergelder dorthin. Hanspeter Büchi, Stäfa

Tief bewegt

Nr. 7 – «Schatzkammer der Menschheit»
Editorial von Roger Köppel

Ich bin seit vielen Jahren Leser der Weltwoche. Angefangen hat es bereits in den achtziger Jahren. Und ich bin mit kleineren und grösseren Unterbrüchen dabeigeblichen. Im Moment habe ich eher Mühe mit Ihren Ansichten zur Bekämpfung der Pandemie. Aber man muss ja nicht immer gleicher Meinung sein. Ich bin als

Pfarrer und Wirtschaftsinformatiker unterwegs und arbeite seit vielen Jahren in beiden Berufen. Sie sind mir zum ersten Mal in den achtziger Jahren (so glaube ich jedenfalls) aufgefallen, als Sie jeweils in der «Arena» Partei für die USA ergriffen, während der allgemeine Tenor Amerikafeindlich war. Das hat mich beeindruckt und gefreut. Denn ich habe mich damals auch nicht dem Amerikafeindlichen Mainstream angepasst, wie übrigens in vielen aktuellen politischen und gesellschaftlichen Themen auch nicht. Nun, der Grund meines Schreibens ist Ihr Vorwort «Schatzkammer der Menschheit». Dieser Artikel hat mich tief bewegt, weil er das wiedergibt, was ich auch denke. Die Bewegung in meinem Herzen kam aber daher, dass Sie, der Sie kein überzeugter Christ oder gläubiger Mensch sind, solche Worte zur Bibel und zum Verhältnis GottMensch finden und das offen kundtun. Da kann ich nur sagen: Chapeau, welches prophetisches Wort. Vielen Dank dafür. Ich werde einen Teil daraus am nächsten Sonntag in meiner Predigt zitieren. Bernhard Nauli, Amriswil

Korrigenda

Nr. 10 – «Merkel hat's leichter als Nixon»
Matthias Matussek über die Medien und die AfD

Im Artikel heisst es, der «Mannheimer Unionspolitiker Roman Ebener» soll sich «am Geschäft mit Pandemiemasken bereichert haben». Das ist falsch. Gemeint war der Mannheimer Unionspolitiker Nikolas Löbel. Bei Roman Ebener handelt es sich um einen Mitarbeiter der überparteilichen Plattform abgeordnetenwatch.de. Er hatte sich kritisch über Löbel geäussert.
Die Redaktion

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch



Marvin «Marvelous» Hagler (1954–2021)



Der vielleicht beste Fight aller Zeiten: Marvin «Marvelous» Hagler (r.).

Er war Amerikas berühmtester Glatzkopf nach dem Schauspieler Yul Brynner. Den Namen «Marvelous», der Wunderbare, hatte sich der Boxer, der sich im Ring «in ein Ungeheuer verwandelte», wie er eingestand, und seine Gegner «zerstörte» und «vernichtete», selber zugelegt und in seine Papiere eintragen lassen als Zeichen seiner Einzigartigkeit. Hagler war von 1980 bis 1987 Weltmeister im Mittelgewicht und ging in seiner Karriere nur ein einziges Mal zu Boden. Der frühere Schwergewichts-Champ Joe Frazier, der den grossen Muhammad Ali auf die Bretter geschickt hatte, sagte ihm: «Du hast drei Nachteile im Leben. Du bist schwarz. Du bist Linkshänder. Und du bist gut.»

Marvin Hagler wuchs in Newark bei New York auf, aber nach den Rassenunruhen von 1967 zog die alleinstehende Mutter mit ihren sechs Kindern in die Kleinstadt Brockton in Massachusetts. Der Junge ging jeden Tag zum Training ins Gym der Brüder Petronelli. Boxen war eine Art Ersatzreligion in Brockton, denn hier lebte die amerikanische Legende Rocky Marciano (1923–1969), der Schwergewichtsweltmeister, der ungeschlagen blieb. Zu Haglers Aufbauprogramm gehörten auch Lektionen eines Ballettlehrers, der ihm das Antäuschend-Tänzelnde und Gleichgewichtsverlagerungen beibrachte. Als Marvin fünfzehn war, schickten ihn die Petronelli Brothers mit einer gefälschten Lizenz ins Kampfdebüt. Er boxte

sich rasant nach oben, mit neunzehn wurde er Profi, mit 25 erhielt er die Möglichkeit, gegen den Mittelgewichtsweltmeister Vito Antuofermo zu kämpfen, den er als «Mücke» bezeichnete, die er «an der Wand zerquetschen» werde. Doch der Italo-Amerikaner hielt sich auf den Beinen, der einseitige Kampf wurde unentschieden gewertet – ein Skandalurteil,

aber üblich im anrühigen Geschäft, das von den zwei intransparenten Weltverbänden WBA und WBC beherrscht wurde. Antuofermos blutiges Gesicht musste mit siebzig Stichen genäht werden. Den Titel im Mittelgewicht holte sich Hagler 1980 in London gegen den Briten Alan Minter in weniger als drei Runden. Den Rückkampf gegen Antuofermo beendete er in weniger als vier Runden.

Den triumphalsten Kampf seines Lebens lieferte Hagler am 15. April 1985 im Ceasars Palace von Las Vegas gegen den Knock-out-König Thomas Hearns in einem offenen, wilden Schlagabtausch, in den Medien als «Der Krieg» hochgeschaukelt. Nach weniger als acht Minuten war der vielleicht beste Fight aller Zeiten mit Haglers Blitzsieg beendet.

Haglers Herrschaft endete 1987 mit einer umstrittenen Niederlage nach Punkten gegen den Supertechniker Sugar Ray Leonard. Die geforderte Revanche erhielt Hagler nie zugestanden. Als Archetyp des mitleidlos zuschlagenden Finsterlings machte er einige Zeit im Film Karriere, hauptsächlich in Italien. Später kommentierte er Boxkämpfe im Fernsehen und lästerte zu Recht, Boxen sei nicht mehr das, was es einmal war. Hagler starb am 13. März, Todesursache unbekannt.

Peter Hartmann

FOKUSKMU

Die Sendung für Wirtschaft & Gesellschaft

Wie sich die KMU digitalisieren

Ab Montag, 22. März, täglich um 17.25 Uhr auf



und ab Montag, 29. März, täglich um 17.25 Uhr auf



www.fokus-kmu.tv



Sponsoringpartner



Die Uni wird zur Erziehungsanstalt

Wer Lektionen ohne Nachhaltigkeitsbezug anbietet, hat in Zürich schlechte Karten.



Die Universität Zürich greift in den Wettbewerb der Lehrangebote ein, um ihn in Richtung Nachhaltigkeit zu korrigieren. Das Projekt «Green VVZ», das «grüne Vorlesungsverzeichnis», soll aus dem normalen, umfassenden Vorlesungsverzeichnis jene Veranstaltungen herausfiltern und speziell kennzeichnen, die «einen Bezug zu Themen der nachhaltigen Entwicklung haben». Positiv beurteilte Angebote erhalten also eine Art Gütesiegel, das im Konkurrenzkampf um Studenten wahrscheinlich einen Vorteil bedeutet. Das heisst, die anderen Veranstaltungen werden mit einem Handicap versehen.

Wer trifft die Auswahl? Studierende des Instituts für Informatik erstellen das Verzeichnis. Zurzeit werden im «Green VVZ» gut hundert «Lehrmodule mit Nachhaltigkeitsbezug» aufgelistet, unter anderem folgende: «Think We Must!» Culture and Philosophy in the Face of Climate Change», «Aktuelle Themen der Umweltpsychologie», «Angewandte Ethik», «Population Ecology», «Eliminationism», «Interdisziplinäre Sichtweisen zur Frage der Verantwortung und der (Dys-)Funktion der Finanzmärkte», «Ökologie und Biodiversität» et cetera.

Wie kommt die Liste zustande? Die gegenwärtige Version beruht auf einer Stichwortsuche, das heisst: auf maschinellem Durchsuchen der Veranstaltungstitel nach Wörtern, die nach Nachhaltigkeit tönen. Also Begriffe wie Umwelt, Ethik, Bio, Diversität, Ungleichheit, sozial und so weiter. Der Suchfilter erzeugt am Bildschirm die farblich hervorgehobene Liste der positiven Veranstaltungen

«dynamisch». Das Projektteam fügt denn auch sogleich den Disclaimer an: «Für die Korrektheit der bereitgestellten Informationen übernimmt das Nachhaltigkeitsteam keine Gewähr. Wenn Sie der Meinung sind, dass bestimmte Lehrmodule fälschlicherweise angezeigt oder nicht gefunden werden, freuen wir uns über Ihren Hinweis.»

Klarer formuliert: Eine Instanz schaut den Markt für Lehrveranstaltungen an, zeichnet die einen Elemente mit einem Gütesiegel aus, was einen Wettbewerbsvorteil bedeutet, trifft den Auswahlprozess aber auf undurchsichtige und willkürliche Weise und sagt am Schluss, dass sie keine Verantwortung für die Wertänderungen übernimmt, die sie den einzelnen Marktteilnehmern zufügt.

Zudem lernen die Anbieter von Lektionen rasch: Sie müssen die Titel so formulieren, dass Wörter wie Umwelt, Ethik, Klima und ähnliche darin enthalten sind. Das «grüne Verzeichnis» verführt also auch zum Schwindeln.

Der neue Rektor Michael Schaepman hat das «Green VVZ» kürzlich in der Nachhaltigkeitswoche der Zürcher Hochschulen – die alle bis 2030 klimaneutral werden wollen – gelobt: Studierende könnten so gezielt die betreffenden Veranstaltungen ausfindig machen. Bei gleicher Gelegenheit hat sich Martina Hirayama, Staatssekretärin für Bildung, Forschung und Innovation, dafür ausgesprochen, nachhaltige Entwicklung müsse in der Lehre als gesamtgesellschaftliches Thema verankert werden. Und Schaepman: «Nicht mehr der Wachstumsgedanke, sondern der Nachhaltigkeitsgedanke wird uns in Zukunft antreiben.» Was sagen die Öko-

nomen? Sogar die Wirtschaftswissenschaftliche Fakultät empfiehlt den Link zum «Green VVZ».

Aber klar, auch anderswo nehmen Millionen von Ökonomen solche und noch viel schlimmere Marktmanipulationen einfach hin oder machen sie mit. Die EU erstellt im Rahmen ihres «Green Deal» eine sogenannte Taxonomie, ein Monsterwerk, in dem für jede Investitionsart, für alle Finanzinstrumente der zugehörige «Nachhaltigkeitsgrad» notiert wird. «Grün» (etwa Solar) bringt Vorteile im Finanzmarkt, «braun» (wie Erdöl) gibt einen Abzug, zum Beispiel Strafzins. Die Investoren sollen sich nicht mehr am Zins orientieren, sondern an der Farbe. Geplant, benotet und überwacht wird das Ganze durch internationale Organisationen und nationale Behörden. Diese haben etwa den gleichen Spielraum für Willkür und Verantwortungslosigkeit wie die studentische Nachhaltigkeitsgruppe der Uni Zürich.

Heikle Ärztegeburtstage

Chirurgen sollten nie an Geburtstagen operieren. Mit diesem Titel berichtet das Portal Medinside über Befunde aus US-Spitälern, wonach operierenden Ärzten an ihren Geburtstagen mehr Fehler unterlaufen als sonst. Die Mortalität in den dreissig Tagen nach der Operation betrage 7 statt wie sonst 5,6 Prozent. Die Forscher halten eine gewisse Ablenkung am Geburtstag für möglich, vielleicht auch ein lebhafteres Tun am OP-Tisch. Wer weiss, eventuell trauen sich einige am Geburtstag auch mehr zu als sonst und gehen risikofreudiger vor. Für die Forscher stelle sich jetzt noch die Frage, wie die Arbeit der Ärzte an ihrem Hochzeitstag ist.

LITERATUR UND KUNST

In den 1980er
und 1990er Jahren
war Dieter Wedel
der Genialste.
Wolfram Knorr, Seite 60

Herausgegeben von Daniel Weber

Albrecht Dürer, Melencolia I, 1514 —
Seltsamerweise scheint das Warten auf dem Radar
der Wahrnehmung kein helles Signal zu sein.
Diese ungewollte Unterbrechung des Flusses
des Zeitenstroms, dieser Stillstand der Dynamik
des Seins. Dieses Fallen in einen katatonischen
Schwellenzustand und das Sich-Wiederfinden
im scheinbar zeitlosen Nichts seines Selbsts. Das
ganze Sein ist reduziert auf eine endlose Warterei
auf das allermeiste. Angefangen beim Kleinen:
auf besseres Wetter, den Lohn, den Feierabend.
Weitergeführt im Grossen: auf Glück, Unver-
sehrtheit, auf Leben. Das Warten ist das grösste
kleine Drama des Lebens.

Es scheint, als ob die Menschheit, wieder ein-
mal, im Wartezimmer sitzt in einer Praxis namens
Welt, apathisch wie gefangen auf einem Stuhl,
den Blick immer teilnahmsloser schweifen lässt
über Kalenderbilder, Fotos aus besseren Tagen
und ein Anatomieposter, das Innere verborgen,
das Äussere hinter einer Maske, besorgt, dass
das Warten unerwartet ewig anhält. Und wartet,
wartet, wartet, bis der Arzt kommt mit der
Spritze, die das Verlorensein in der Zeit beendet
und das zurückbringt, was er sich unter
Leben vorstellt.

Wir taumeln durch melancholische Zeiten,
wieder einmal, wie vor 500 Jahren, als Albrecht
Dürer (1471–1528) lebte und malte. Es gab Tod
und Quarantäne damals, weil die Pest ganz lang-
sam über die Schweiz zog. Die Syphilis auch. Der
Mensch zog sich zurück, in seine vier Wände zu-
erst, dann in sich selbst, und das einst Selbstver-
ständliche wurde zum Unerreichbaren.

Lange dauert das Warten, damals wie heute.
Vielleicht haben wir das eine oder andere gelernt
in den vergangenen Tagen, mag sein, aber das
Warten sicher nicht und auch nicht, dass Melan-
cholie, die manchmal ist wie vergebliches War-
ten, mehr dem Leben innewohnt als Euphorie.
Vielleicht haben wir das vergessen. Oder gar nie
begriffen. *Michael Bahnerth*



Melancholie des Wartens.

Krasses Schicksal

In seinem neuen Roman zieht Martin Mosebach alle Register. Er zeigt seine Figuren in ihrer Maske und enthüllt gleichzeitig ihr Verdrängtes.

Pia Reinacher

Martin Mosebach: Krass.
Rowohlt. 528 S., Fr. 36.90

Martin Mosebach begeisterte schon immer mit seinem Hang zur Inventur menschlicher Leidenschaften und Abgründe. Viele seiner Romane sind Abbilder der «Comédie humaine» in all ihren Schattierungen. Seine Figuren sind getrieben von Tugenden und Lastern, von Hochmut und Missgunst, von Eitelkeit und Rachsucht. Nicht selten findet er den Stoff in seiner Heimatstadt Frankfurt, mit der ihn eine Hassliebe verbindet. Er erlebe sie, sagte er einmal, als die hässlichste und verdorbenste Stadt Deutschlands, gleichzeitig erscheine sie in seinem inneren Bild als einer der schönsten Orte, die er sich denken könne

Diese Ambivalenz ist zugleich amüsant und typisch für den Sohn einer katholischen Mutter und eines evangelischen Arztes und Psychotherapeuten. Sittenbilder oder noch besser: akribische Analysen der dortigen Gesellschaft, die sich umstandslos auch auf hiesige Verhältnisse übertragen liessen, sind oft Kern seiner Plots, etwa der Romane «Das Bett» (1983), «Westend» (1992) oder «Die Türkin» (1999), am amüsantesten aber in «Was davor geschah» (2010): einer funkelnd-ironischen Schilderung der wohlhabenden Familie Hopsten, die jeweils die «Stützen der Gesellschaft» in ihre Villa lädt. Martin Mosebach steigert sich in seinen Büchern zu so erheiternder Entlarvung der scheinheiligen und grossspurigen Gesellschafts- und Eheverhältnisse, dass man stundenlang lachen könnte.

Beeindruckende Wortklaviatur

Die Akteure seiner Geschichten sind Figuren aus dem gewöhnlichen Leben: Dummköpfe und Schönredner, Schlaumeier und Hochstapler, Wichtigtuer und Ehrgeizlinge. Der 69-jährige Schriftsteller, der Rechtswissenschaften studierte und 1979 das zweite Staatsexamen ablegte, besitzt einerseits die Gabe der analytischen Beobachtung und andererseits die

Fähigkeit, seine Observationen am menschlichen Objekt mit glitzerndem Unterhaltungswert in Form zu bringen.

Wie er das tut, hat ihm schon oft Kritik eingetragen, wenn auch zu Unrecht. Der Träger des Georg-Büchner-Preises (2007) verfügt über eine beeindruckende Wortklaviatur. Wer sich inzwischen an den Wortschatz eines durchschnittlichen Zeitgenossen von vielleicht maximal 1500 Wörtern gewöhnt hat, findet das bestürzend. Wer allerdings immer noch meint, mit einem breiten verbalen Register

Manche finden seine überbordenden Beschreibungen verschmockt, sogar altfränkisch-antiquiert.

liessen sich entsprechend vielfältige Klangschattierungen vermitteln, findet Mosebachs Sprachkompetenz luxuriös und liest seine Bücher mit grösstem Vergnügen. Manche finden seine überbordenden Beschreibungen verschmockt, der Literatur des 19. Jahrhunderts zugehörig, sogar altfränkisch-antiquiert.

Auch in seinem neuesten Roman in drei Teilen («Allegro imbarazzante», «Andante pensieroso», «Marcia funebre») mit dem lapidaren Titel «Krass» zieht er alle Register. Allerdings

kommt er im ersten Teil, der 1988 in Neapel und auf der Insel Capri spielt, nicht recht in Fahrt. Als ob der Autor unter einem Schreibstau gelitten hätte. Ausnahmsweise muss man hier tatsächlich verbale Überinstrumentierung monieren. So kenntnisreich Mosebach jeden einzelnen Stöckelschuh inklusive der zugehörigen Lingerie der Damen beschreibt, den Marktwert einer Kelly- oder Birkin-Tasche von Hermès verhandelt, die Farben der Kulisse im Golf von Neapel illuminiert, so sehr tritt die Geschichte an Ort. Erst im zweiten Teil, der 1989 im französischen Zentralmassiv spielt, legt sie an Tempo zu und landet fulminant im dritten Teil, in der orientalischen Welt von Kairo – Ort des friedlichen Falls und Untergangs des Helden.

Leben als Aufzug

Ralph Krass, der nicht zufällig einen sprechenden Namen trägt, ist ein hochstaplerischer, dominanter und rücksichtsloser Geschäftsmann. Er verfügt scheinbar über üppige Geldreserven, deren Quellen nie ganz klar werden: Öl, Waffen, illegale Geschäfte mit Panzern. Allerdings rührt er das schmutzige Geld, das er in vollen Koffern mit sich führt, selbst nie an. Er gibt, ganz Manager, nur Befehle. Alles Geschäftliche erledigt sein unterwürfiges Faktotum, Dr. Jüngel. Krass hat sich mit einem Tross von Menschen umgeben, die er nach Lust und Laune benutzt, mit seinem überquellenden Reichtum verwöhnt, hinhält und abhängig macht.

Zur prunkenden Kulisse des eigenen Auftritts gehört eine Mätresse, die Belgierin Lidewine Schoonemaker. Ihre «Akquisition» hat er bei Jüngel in Auftrag gegeben. Der Assistentin eines Zauberers wird eine «unfreundliche Übernahme» vorgeschlagen, zu folgenden Bedingungen: hohes Honorar, komplett neue Garderobe, Lebensstil in Grandezza, keine intimen Beziehungen mit Krass, nur Anwesenheit, keine Fremdbeziehungen, sonst fliegt sie sofort raus, und der Geldanspruch ist verwirkt, keine eigenen Geheimnisse – und der Zauberer soll auf der Stelle verschwinden. Natürlich steigt





Phantasmagorisches Traumbild: Autor Mosebach.

Lidewine darauf ein, entwickelt aber im Laufe des Romans ein souveränes Profil, bricht den Pakt und betrügt Krass nonchalant mit einem dahergelaufenen Kellner, worauf das Unvermeidliche seinen Lauf nimmt.

Es gibt in diesem Roman eine zweite starke Frau: die Gattin Krass'. Lange glaubt der Leser, einen Einzelgänger vor sich zu haben. Plötzlich tritt die Ehefrau aus den Kulissen, ohne selbst in die Ränkespiele von Krass einzugreifen. Aber der Leser begreift auf der Stelle: Sie wusste schon immer alles über ihren Mann. Mehr noch: Sie hielt aus der Ferne die Fäden in der Hand. Sie steht über seinen Capricen. Sie braucht ihn gar nicht. Und sie ist ihm in jeder Beziehung überlegen. Im Tross von Krass tritt ausserdem eine Schar von obskuren, rätselhaften Figuren auf: Mitläufer, Profiteure, Sonderlinge. Es gibt Frauen und Männer, die sich aus Prinzip nur nackt unter die Leute mischen oder Besuch empfangen, wie wenn nichts dabei wäre; warum, erfährt man nicht.

Ein raffiniertes Erzählkonzept: «Krass» changiert zwischen Märchen, Traumspiel und versteckter Kritik an der Wirtschaftsgesellschaft, in der Geld das Spirituelle ersetzt – ohne dies alles auch plakativ benennen zu müssen. Mosebach zeigt seine Figuren mit ihrer Maske und enthüllt gleichzeitig ihren «Schatten»: die unbewussten, verdrängten, triebhaften Anteile ihrer Persönlichkeit, die sie zu irrationalem und unmoralischem Han-

deln antreiben, ohne dass sie sich dessen bewusst wären.

Man könnte den neuen Roman von Martin Mosebach zwischen einem eigenartigen Entwicklungsroman und einem modernen Sittengemälde positionieren. Er zeigt das Leben als eine Art Aufzug, in dem die Akteure fortwährend nach oben und nach unten fahren, ohne Sinn, ohne Ziel, ohne Begründung. Ihr Schicksal scheint gottgegeben. Wer einmal reich ist, endet unter Umständen als Bettler.

«Krass» changiert zwischen Märchen, Traumspiel und Kritik an der Wirtschaftsgesellschaft.

Wer arm ist, kann durchaus reich enden. Wie privilegiert Jüngel als Assistent von Krass auch ist: Als die neapolitanische Gesellschaft auseinanderbricht und Krass seinen Diener verstösst, strandet dieser mittellos im französischen Zentralmassiv. Seine Lebensgefährtin hat sich von ihm getrennt. Er ist jämmerlich gescheitert und bettelt vergeblich, bei Krass nochmals Gehör zu finden.

Im dritten Teil, zwanzig Jahre später in Kairo, dreht sich die Geschichte nochmals um ihre Achse. Der selbstherrliche Krass ist nach einem geplatzten Geschäft mit einem ägyptischen General verarmt und gesundheitlich am Ende. Ruiniert, wie er ist, wird er von einem jungen

Anwalt, Nachfahre Mohammeds, der sich aus eigenen Kräften hocharbeitete, von der Strasse weg «adoptiert» als «Vater». Bedingungslos sorgt er für den gefallen Hochstapler, pflegt ihn im Armenspital und beerdigt ihn am Ende in der anonymen Totenstadt Kairos.

Tod des einstigen Gönners

Wie durch Zufall sind inzwischen auch Jüngel und Lidewine am Sterbebett eingetroffen. Er hat es inzwischen zum Professor für Urbanistik gebracht, sie begleitet den Sterbenden ebenso gelassen wie souverän. Weder ist sie vom Leben zerschlagen, noch hat sie sich auf einen dauerhaften Lebensstil eingelassen. Noch immer und auch in Kairo betrachtet sie das Leben mit wohlwollender Neugier, vorurteilslos, ohne durch die Höhen und Tiefen ihrer eigenen Biografie abgebrüht worden zu sein. Am Morgen nach dem Tod des einstigen Gönners und Machtmenschen reist sie wortlos ab.

Dass Mosebach sich ebenso virtuos in der orientalischen wie in der westlichen Welt bewegen kann, hat er schon in seinem Roman «Mogador» (2016) bewiesen, der die Flucht eines betrügerischen Financiers aus dem Westen nach Marokko erzählt. Im Grunde nimmt er in seinem neuesten, ausufernden Roman viele Fäden früherer Romane wieder auf und baut sie zu einem phantasmagorischen Traumbild aus – einem Symbol des Fatums, das nie zu ergründen ist und keiner Erklärung bedarf.

Mephisto in Lackschuhen

Dagmar Just

Curzio Malaparte: Die Haut.
Zsolnay 2006. 448 S

Karl Lagerfeld: Casa Malaparte.
Steidl 2015. 56 S., 44.90

Das Gesicht des Mannes, der am 11. März 1957 aus Peking kommend in Rom-Ciampino landet, ist unter dem halbseitigen Gesichtsverband kaum zu erkennen. Er dagegen mustert die Menschenmenge genau, die zu seiner Begrüßung gekommen ist und flüstert seinem Begleiter zu: «Schau, dort steht Moravia und weint.» Danach geben sich Politiker, Journalisten, Schriftsteller, Künstler aller Couleur vier Wochen lang die Klinke seines Krankenzimmers im Römischen Hospital Sanatrix in die Hand.

Die letzte Schlacht um die Seele des unheilbar an Lungenkrebs Erkrankten endet damit, dass er noch auf seinem Sterbebett das Parteibuch der Kommunisten und die letzte Ölung nach seinem Last-Minute-Übertritt zum Katholizismus in Empfang nimmt. Am 19. Juli ist die Agonie vorbei, er stirbt kurz vor 16 Uhr, und keine drei Stunden später verkündet Pater Rodolfo bereits im Rundfunk, «dass Curzio Malaparte, dieser fürchterliche Mann, als vollkommener Christ gestorben» sei. Ein Triumph für den Vatikan, da er Malapartes zweiten Roman «Die Haut» gerade erst auf seinen Index der Verbotenen Bücher gesetzt hatte. Zugleich aber auch ein letzter Coup des Mannes, der eigentlich Kurt Suckert hiess und alles tat, um der berühmtberühmte Malaparte zu werden: eiskalter Engel, heiliges Monster, smarter Spion des Bösen.

Politische 180-Grad-Volte

Geboren in Dresden, im gleichen Jahr 1898 wie Bertolt Brecht, wächst der Sohn eines Sächsischen Textilingenieurs und einer Mailänder Schönheit in Turin auf, in unspektakulären bürgerlichen Verhältnissen. Umso spektakulärer der Zeitgeist, den er inhaliert: «Wir wollen den Krieg verherrlichen – diese einzige Hygiene der Welt –, den Militarismus, den Patriotismus, die Vernichtungstat der Anarchisten [...], und die Verachtung des Weibes!» Als Marinettis «Futuristisches Manifest» im Februar 1909 erscheint, schlägt es wie eine Bombe ein und infiziert mit seinem kriegerischen Furor wohl auch den jungen Malaparte: Mit 13 wird er Republikaner, mit 15 gründet er seine eigne Partei und mit 17 wirft er alles hin, um in den Krieg zu ziehen.

Mit 20 wechselt er dann das Schlachtfeld, wird Journalist und Faschist. Vom Marsch auf Rom



Masslose Eitelkeit: Schriftsteller Malaparte.

bis zum «Manifest Faschistischer Intellektueller» ist er überall dabei, gründet eine Parteizeitschrift und bestückt sie so glanzvoll, dass er zur «stärksten Feder des Faschismus» avanciert (Piero Gobetti). Nebenbei schlägt er sich in Duellen, pflegt Affären und kultiviert - nach dreistündigen Morgentoiletten - sein Image als Salonlöwe, der, stets gut aussehend und gut informiert, auf jeder Hochzeit tanzt und allen ein Rätsel ist.

Wie die Wetterfahne wechselt er die Seiten, liebt Prinzessinnen und Bauern, verachtet Homosexuelle, verspottet Mussolini, zollt Lenin Respekt und schreibt und schreibt: Reiseberichte, Erzählungen, Essays, darunter Bestseller wie «Die Technik des Staatsstreichs» (1931), der eins der frühesten und schwärzesten Hitler-Porträts enthält.

Treiben ihn «unbändiger Karrierismus, masslose Eitelkeit, chamäleonhafter Snobismus» und würde er, wie Antonio Gramsci glaubt, «für einen Erfolg jede erdenkliche Schandtät begehen»? Oder ist er der Mann der Tat, als den er selbst sich sieht, eine Art Lawrence von Ara-

bien in Italien? Fakt ist, dass sein Opportunismus ihn immer wieder in tiefe Krisen stürzt, aus denen er aber jedesmal mit unverschämtem Glück oder Genie enormes Kapital schlägt. So nach seiner ersten politischen 180-Grad-Volte, als er 1933 aus dem sicheren Paris ins faschistische Italien zurückkehrt, prompt verhaftet und «wegen antifaschistischer Tätigkeit im Ausland» zu fünf Jahren Verbannung verurteilt

Nie vorher oder nachher wurde die seelische Verwahrlosung einer Stadt so erbarmungslos geschildert.

wird, doch schon ein knappes Jahr später durch Vermittlung seines mächtigen Förderers Graf Ciano statt auf dem einsamen Lipari im mondänen Forte dei Marmi mit eigenem Haus, Wagen und Chauffeur residiert, Gäste empfängt und unter Pseudonym satirische Texte publiziert. Im Juli 1943 wiederholt er das Wunder: Am Tag von Mussolinis Sturz taucht er plötzlich in Rom auf, wird diesmal von den Alliierten

verhaftet und gewinnt die Freundschaft eines Obersten der 5. US-Armee, der erst seine Entlassung aus dem Gefängnis erwirkt und dann seine Berufung zum Verbindungsoffizier der italienischen Befreiungsarmee mit den Alliierten. Genau dieses Szenario benutzt er fünf Jahre später als Setting für seinen Reportageroman «Die Haut»: Denn der italienische Verbindungsoffizier Curzio Malaparte streift darin mit einem befreundeten Oberst der 5. US-Army durch das von den Alliierten besetzte Neapel und notiert in zwölf Kapiteln, was er sieht: «Es waren die Tage der Pest in Neapel.»

Faszinierend grausige Bilder

Die Stadt hat sich unter der Besatzung in ein moralisches Sodom und Gomorrha von Dantesken Ausmassen verwandelt, wo jeder, um seine Haut zu retten, seine Seele verkauft: Ein Vater verschachert die Jungfräulichkeit seiner Tochter an die Schlange stehenden GIs mit dem Slogan: «She is a virgin. You can touch. Put your finger inside.» Auf dem Kindermarkt bieten Mütter ihre Achtjährigen für 2 Dollar feil. Und im darüberliegenden Barockpalast serviert ein US-General zum Diner ein als Fisch gesottenes nacktes junges Mädchen «auf grünen Lattichblättern mit einer Girlande aus rosenroten Korallenzweigen». Nie vorher oder nachher wurde die seelische Verwahrlosung einer Stadt und ihrer Befreier, die sie erst friedensreif bombardiert und dann besetzt haben, so erbarmungslos geschildert und in so exzessiv obszöne, faszinierend grausige Bilder gebracht wie Neapel in Malapartes Roman.

Kein Wunder, dass das Buch ihn, als es 1949 erscheint, weltberühmt macht – und in Italien einen Tsunami der Entrüstung auslöst. Sofort leitet der Vatikan das Verbotsverfahren ein und setzt «Die Haut» 1950 auf den Index. Unterdessen hat die Stadt Neapel den Bann über Malaparte verhängt und ihn mit einem dauerhaften Einreiseverbot belegt. Der aber rächt sich auf seine Weise: Mitten im Kalten Krieg schenkt er während seiner letzten Reise 1957 in Peking seine legendäre Villa auf den schönsten Klippen von Capri «der kommunistischen Jugend der Volksrepublik China».

Damit wird die von ihm selbst entworfene Ikone der modernen Architektur, in der einst Europas Polit- und Kulturprominenz von Jean Cocteau bis Feldmarschall Erwin Rommel aus- und einging, gleichsam über Nacht zum Sperrgebiet und Geheimtipp. Bis es Jean-Luc Godard 1963 einfällt und gelingt, dort seinen Film «Le Mépris» nach Alberto Moravias Roman «Die Verachtung» mit Brigitte Bardot, Michel Piccoli und Fritz Lang zu drehen. Nicht zuletzt durch den spektakulären Schauplatz der Casa Malaparte wird der Film Kult, und umgekehrt macht der Film Malaparte und seine «casa come me» – das Haus, das mir gleicht – unsterblich.

Zwischen Rezepten und Reklame

Daniela Niederberger

Alfonsina Storni: Chicas. Kleines für die Frau. Aus dem Spanischen von Hildegard E. Keller. Edition Maulhelden, 276 S., Fr. 31.90

Vermutlich haben Sie noch nie von Alfonsina Storni (1892 - 1938) gehört. Es ging mir gleich. Dabei war sie Argentinien Nationaldichterin vor dem Zweiten Weltkrieg – und Schweizerin noch dazu; ihre Eltern waren aus dem Tessin ausgewandert. Als junge Frau verfasste sie – wohl auch, um sich und ihren unehelichen Sohn durchzubringen – Kolumnen auf den neuen Frauenseiten der Zeitungen, zwischen Rezepten und Reklame.

Diese sind nun als Büchlein in der Edition Maulhelden erschienen. Der Philosoph Georg Kohler gesteht im Vorwort, dass er sich ein wenig in Alfonsina Storni verliebt habe. Man kann ihn verstehen. Die Kolumnen heissen zwar «Kleines für die Frau» (Storni spöttelte selber darüber), sind aber für alle, die Sprache lieben: In einzigartigen, klaren Texten beschreibt sie, vor genau hundert Jahren, was sie in den Strassen und U-Bahnen von Buenos Aires, in den Büros und Cafés sieht und hört, schreibt über «das perfekte Bürofräulein», «das Papageienmädchen» (das wären die heutigen Teenagerinnen, kichernd, geschminkt und in Gruppen unterwegs) – und vor allem für das freie Denken. Und gegen Zwänge wie den zur Trauerkleidung für Witwen.

Der Ton ist oft ironisch, aber nie böse; es ist unglaublich, wie viel Intelligentes sie auf wie wenig Platz sagen kann. Und mit welcher

Eleganz. Über die Ehe: «Die jungen Frauen, kaum fünfundzwanzig Jahre alt, stellen sich gewöhnlich vor, die Ehe sei eine Intensivierung der Verlobung, garniert mit Blumensträußen und versüsst mit grossen Pralinschachteln. [...] Ich konnte feststellen, dass junge Frauen der Liebe eine schreckliche Kraft zusprechen. Sie halten sie für fähig, allen Widrigkeiten standzuhalten und unverändert im stets gleichen, festen Zustand zu bleiben.»

Oder über Höflichkeit: «Wenn ich in eine vollbesetzte Strassenbahn steige und mir ein Herr seinen Sitz anbietet, halte ich es grundsätzlich so, dass ich sein Angebot nicht annehme [...] weil ich es für klug halte, dass wir jungen Frauen üben, uns von Dummheiten zu befreien, zu denen man besonders uns Frauen künstlich gedrillt hat.»

Vielleicht doch zu allein

Alfonsina Stornis Mutter arbeitete als Lehrerin, der Vater führte das «Café Suizo», mit dem er in Konkurs ging; bald danach starb er. Die Tochter wird ebenfalls Lehrerin. Vor allem aber schreibt sie: für Zeitungen, fürs Theater, Gedichte. Früh erscheint ein Lyrikband («La inquietud del rosal» – Die Unruhe des Rosenstocks), es folgen sieben weitere. Die mittlerweile geachtete Dichterin hält an der 400-Jahr-Feier zur Gründung von Buenos Aires einen öffentlichen Vortrag. Anfang vierzig bekommt sie Brustkrebs und muss sich operieren lassen. Im Jahr 1938 begeht sie Selbstmord. Vielleicht war sie in ihrer Freiheit – sie heiratete nie – doch zu allein.

Dass wir Alfonsina Storni auf Deutsch lesen dürfen, haben wir der Germanistikprofessorin und Autorin Hildegard E. Keller zu verdanken, die Stornis Werke übersetzt hat und im eigenen Verlag herausbringt. Es wird eine zweiteilige Biografie folgen.



Ironisch, aber nie böse: Autorin Storni.



Christliches Abendland: Petersdom in Rom.

Das Zauberwort getroffen

Matthias Matussek

Paul Badde: Abendland. Die Geschichte einer Sehnsucht. Fe-Medienverlag. 464 S., Fr. 21.90

Mit Paul Baddes «Abendland» in den Händen können, nein müssen wir feststellen, dass der katholische Glaube eine Sache der Romantik ist. Nichts beschreibt das Erkenntnisverfahren der Seele wie diese Zeilen des katholischen Adligen und Romantikers Eichendorff: «Schläft ein Lied in allen Dingen, / Die da träumen fort und fort, / Und die Welt hebt an zu singen, / Triffst du nur das Zauberwort.»

Noch ein anderer reitet da ins Bild, der junge, schöne, schwärmerisch liebende und todes-süchtige Novalis, der Jim Morrison dieser goldenen Horde der deutschen Romantiker um 1800, die über die gesamte damalige Geisteswelt ausstrahlte und bis heute nachwirkt mit diesem spezifischen «deutschen Gefühl», wie es Rüdiger Safranski in seiner Monografie «Romantik. Eine deutsche Affäre» nannte.

Das Christentum ist die Mutter des Abendlandes. In dieses Wehen hin zum Paradies stellt sich Paul Badde in sympathischer Ergriffenheit mit seinem Buch, und schon der Klang des Wortes allein: Abendland!, illuminiert unsere Fantasie so schlicht und schön wie die in der Ferne rot aufleuchtenden gotischen Kathedralen auf dem Gemälde von Jan van Eyck, das das Buchcover ziert.

Badde war einst Lehrer, dann ein für alle ausser Katholiken wunderlicher Ausfallschritt: Pardon-Redaktor, schliesslich lange Jahre Korrespondent für den Springer-Verlag in Jerusa-

lem und in Rom, gleichzeitig Chef des *Vatican-Magazins*, eines Zentralorgans der Rom-treuen (nicht unbedingt Papst-treuen) Intelligenz. In seinem «Abendland» präsentiert er nun filmreif die Schauplätze, an denen es aufblühte und weitergereicht wurde, Kampforte der Kirche, denn selbstverständlich ist das Abendland untrennbar mit deren Geschichte verknüpft.

Er präsentiert es in architektonischer Form, als Himmelsbau mit unzähligen Kammern und Zimmern und Innenhöfen; den Grundriss entlehnt er dem des himmlischen Jerusalem aus der Offenbarung des Johannes. Selbstverständlich stellt das «Coenaculum» den ersten Raum dar: der Saal des letzten Abendmals, der noch heute als Teil der Dormitio-Abtei der Benediktiner in Jerusalem betreten werden kann. Rötliche Bodenquader, byzantinische Kuppelstreben,

«Abendland» präsentiert filmreif die Schauplätze, an denen es aufblühte und weitergereicht wurde.

spärliches Licht – schon durch Augenschein ist für katholische Romantiker klar: Hier brach Jesus das Brot, hier erschien den verängstigten Jüngern zu Pfingsten der Heilige Geist.

Nächster Schauplatz ist die Palasthalle des Kaisers in Nicäa um 325, mit Teppichen ausgelegt und besetzt von 300 Bischöfen, die sich auf ein verbindliches und verbindendes Glaubensbekenntnis in der zersplitterten Frühphase des Christentums zu einigen haben. Dann der Kampfplatz, denn aus einem verbarrikadierten Raum im heute algerischen Hippo Regius schaut Augustinus über die Stadtmauer auf die Flotte der den Ort belagernden Vandalen hinab, der Kirchenlehrer, der in den Kämpfen mit den Häretikern die

grosse erste Autobiografie der Weltliteratur verfasste, die Innenschau der «Confessiones».

Wir überspringen zum heiligen Benedikt von Nursia, geboren um 480 nach Christus, der das Meister-Schüler-Verhältnis aus der ein Jahr zuvor geschlossenen antiken Athener Akademie übernahm sowie deren heidnische Gelehrsamkeit – eine erste, Europa überstrahlende Aufklärung, mit Ordensregeln, die als praktische Lebensregeln noch heute gelten könnten, ora et labora, Arbeit und Gesänge, Buchkunst und Gebete.

Wieder ein Überspringen – Karl Martells Sieg über den kriegerischen Islam, die Königssalbung Pippins 751, zum ersten Male kommt hier Europa zusammen – hin zu dieser Kammer in einem schlichten Bauernhaus in Domrémy, wo das Mädchen Jeanne Stimmen hört und in deren Bann das französische Heer zum Sieg über die Briten führt . . . Wir müssen das Parlament der Heiligen unter Cromwell, die Selbstkrönung Napoleons in der Notre-Dame, die perversen Lichtdome der Nazis und vieles mehr überspringen, um die im zweiten Teil versammelten, poetisch und theologisch durchglühten Reportage-Essays zumindest zu erwähnen: Glücksfälle eines leidenschaftlich schreibenden Reporters.

So ist dieser fast 500 Seiten starke Schmöcker auch als ein entschlossenes «Basta!» zu verstehen, das jenen «progressiven» Kirchenleuten entgegengerufen wird, die es abschaffen wollen, das «christliche Abendland». Weil es ein ausgrenzender Begriff sei. Sie haben keine Chance, denn hier meldet sich Paul Badde zum Dienst, meldet sich in sympathischer Ergriffenheit, als schreibender Ritter zur Abwehrschlacht des schwer unter Druck geratenen christlichen Europa, im Vertrauen auf den Wortzauber seines «Abendlandes».

Suggestiver Alarmismus

Eckhard Jesse

Dirk Laabs: Staatsfeinde in Uniform. Wie militante Rechte unsere Institutionen unterwandern. Econ. 448 S., Fr. 37.90

Dirk Laabs hat sich mit seinen Büchern über die Geheimdienste im Umfeld des 11. September 2001, die «Wahre Geschichte der Treuhand», den «Aufstieg und Fall der Deutschen Bank» sowie über den nationalsozialistischen Untergrund einen Namen als investigativer Journalist gemacht. Was in diesen Schriften bereits anklang, tritt im neusten Werk stärker hervor: ein an Verschwörungsmysen grenzender Duktus, der die komplexe Realität unangemessen widerspiegelt – wohl im Bestreben, Neues zu enthüllen und Sensationelles aufzutischen.

Die Kernthese lautet: Sicherheitsbehörden der Bundesrepublik Deutschland sind von Rechtsextremisten teilweise unterwandert – die Bundeswehr mit dem Kommando Spezialkräfte, der Militärische Abschirmdienst, die Polizei, der Verfassungsschutz, der Bundesnachrichtendienst. Wer rechtsextremistische Kreise, die mit Waffen hantieren, namhaft macht, verdient Anerkennung. Doch der Tenor fällt geradezu alarmistisch aus. Laabs will seine These nicht zuletzt mit Aussagen aus der «Szene» belegen; er nimmt aufschneiderische Angaben oft für bare Münze, ohne den Wahrheitsgehalt hinreichend zu überprüfen. Auf 25 Seiten ist vom «Tag X» die Rede. An diesem Tag wolle das rechtsextremistische Milieu mit den Gegnern abrechnen und die Macht übernehmen. Laabs zitiert dabei aus Chats und aus E-Mails. Nur: Welche Realität wohnt solchen Fantastereien inne? Gleiches gilt für die These von den «2000 Gleichgesinnten». Und die Parallelen zur Weimarer Republik sind abwegig.

Eine Art Flickenteppich

Wer Ursachen für rechtsextremistische Umtriebe sucht, findet sie in diesem Werk kaum. Polizisten, in ihrem Alltag oft beschimpft, machen zuweilen unliebsame Erfahrungen mit Migranten. Und wessen Herz links schlägt, meidet die Arbeit in den Sicherheitsbehörden. Dabei sorgen gerade diese für das Gewaltmonopol des Staates, eine wichtige Errungenschaft der Demokratie. Das entschuldigt keineswegs rechtsextremistische Gewaltexzesse, erklärt sie jedoch zum Teil. Dieser Sachverhalt gilt nicht nur für die Bundesrepublik Deutschland, sondern auch für andere Länder wie die Schweiz.

«Das Ganze ist mehr als die Summe seiner Teile», heisst es bei Aristoteles. In diesem Fall fällt das Urteil umgekehrt aus. Der Journalist präsentiert einige in der Tat skandalöse Befunde. Für sich genommen, beeindrucken sie zwar, aber

so entsteht eine Art Flickenteppich. Die Recherchen kippen ins Unglaubliche, wenn Laabs daraus den Schluss zieht, die Sicherheitsbehörden seien unterwandert. Der Autor prangert immer wieder das Wirken von V-Leuten in der «Szene» an – doch wo ist die Alternative? Wer schlimme Einzelfälle verallgemeinert und «Netzwerke» (eine präzise Definition bleibt aus) wahrzunehmen meint, schadet seinem aufklärerischen Anliegen. Denn Missstände gibt es zuhauf – eine strukturelle Reform erscheint notwendig. Staatliche Vertuschungsversuche werden mehr behauptet als belegt.

Wie ein roter Faden zieht sich der spektakuläre Fall von Franco A. durch das Buch. Dieser hatte eine Offizierslaufbahn eingeschlagen und sich 2015 als Asylbewerber, der aus Syrien habe flüchten müssen, registrieren lassen. 2017 folgte in Wien die Festnahme, als er eine Pistole aus einem Versteck holen wollte. Das Verfahren gegen den Rechtsextremisten, dem Munitions-

Wer schlimme Einzelfälle verallgemeinert, schadet seinem aufklärerischen Anliegen.

diebstahl vorgeworfen wurde und der offenbar Anschläge plante, steht vor Gericht noch aus. Hier, beim systematischen Ausleuchten dieses spektakulären Skandals einschliesslich des Umfeldes, hätte sich Laabs Meriten erwerben können. Aber es bleibt beim Ausbreiten weithin bekannter Sachverhalte.

Besonders kritikwürdig: An unterschiedlichen Stellen tauchen Namen wie Pascal D., Dennis E., Marko G., Daniel K., Volker L., André S., Frank T. auf, um bloss einige zu erwähnen, offenbar deshalb, damit die These vom weitverzweigten Netzwerk überzeugend wirkt. Der mit der Materie wenig vertraute Leser sieht den Wald vor lauter Bäumen nicht. Gewiss, der suggestive Text ist schwungvoll geschrieben, aber der Verfasser schießt mit seinen Insinuationen übers Ziel hinaus. Mithin trägt der Inhalt keineswegs den vollmundigen Titel.



«Was soll das heißen - du kannst morgen Abend die Bank nicht überfallen, weil du 'Tatort' sehen willst?!»



Die Bibel

Eine Verschwörung?

Und Saul sagte zu Achimelech: Warum habt ihr euch gegen mich verschworen, du und David, dass du ihm Brot und ein Schwert gegeben und Gott für ihn befragt hast, so dass er sich gegen mich erhebt und mir auflauert? (1. Samuel 22, 13). – Saul war wegen seiner militärischen Erfolge der erste König in Israel geworden. Seine Stellung gegenüber den herkömmlichen Autoritäten war unklar. Auf die Loyalität der Priester und Richter konnte er nicht zählen. Er entwickelte ein Misstrauen, das an Wahnsinn grenzte. Hinzu kam, dass der junge David sehr beliebt war und mit Sauls Sohn Jonatan befreundet war. Saul vermutete eine Verschwörung.

Eine Verschwörung ist ein geheimer Plan eines streng umgrenzten Personenkreises, um einen Amtsträger zu stürzen, zu töten oder ihm zu schaden. Machiavelli schrieb, gegen einen geachteten Fürsten eine Verschwörung anzuzetteln, sei schwierig. Dieser muss also bereits angeschlagen sein. Ist das der Fall, dann hegt er Ängste und projiziert sie in allfällige Gegenspieler. Die Beziehungen werden vergiftet.

Es gab echte Verschwörungen wie jene gegen Jesus. Und es gab ehrenwerte Verschwörungen wie jene gegen Hitler im Juli 1944, die im Erfolgsfall ein paar Tote verursacht, aber vermutlich unendlich viel mehr Tote verhindert hätte. Dietrich Bonhoeffer schloss sich ihr erst nach inneren Widerständen an. Schon 1932 hatte er die Ahnung ausgesprochen, dass wieder Märtyrerblut gefordert sein könnte, dieses jedoch nicht so unschuldig und leuchtend sein würde wie bei den frühen Zeugen Christi. Eine Verschwörung darf nur im äussersten Extremfall in Betracht kommen. Wer mitmacht, wird schuldig. Schuldig wird auch, wer anderen eine Verschwörung unterstellt oder wer andere als Verschwörungstheoretiker herabsetzt. Allein der sachbezogene Gedankenaustausch bringt Klärung und Lösungen.

Peter Ruch

Die Revolution ist tot, es lebe das Leben

Zum ersten Mal seit fünfzig Jahren werden kubanische Künstler richtig aufmüpfig. In einem fürs Regime kritischen Moment.

René Zeyer

Yotuel Romero, Descemer Bueno, Gente de Zona, Maykel Osorbo, El Funky: Patria y vida. Youtube

Fidel Castro liebte die klare Kante: «Innerhalb der Revolution alles, ausserhalb nichts». Nach der Revolution von 1959 erschien alles möglich. Wenn ein paar bärtige Revolutionäre, angeführt von einem Anwalt, einen Diktator stürzen können, wo sollte es Grenzen geben? Während sich Castro und seine Guerilleros um alles andere kümmerten, explodierte die Kunstszene auf Kuba. Es gehörte zum guten Ton europäischer Intellektueller, nach Havanna zu pilgern. Hans Magnus Enzensberger, Jean-Paul Sartre, alle wollten etwas vom Flair des Revolutionären schnuppern.

Für Castro waren das nützliche Idioten, die er schwärmen liess, ohne sich wirklich um ihre Ansichten zu scheren. Solange sie dem genialen Machtmenschen jubelten. Dann reichte es auch mal, 1971 wurde am kubanischen Dichter Heberto Padilla ein Exempel statuiert. Damit hatte sich die Schwärmerei erledigt. Er wurde wegen «konterrevolutionärer Tätigkeit» verhaftet, musste Selbstkritik üben. Schon zuvor waren die wohl bedeutendsten kubanischen Schriftsteller Guillermo Cabrera Infante («Tres tristes tigres») und Alejo Carpentier («El siglo de las luces») ins Ausland abgeschwirrt. Viele, so viele sollten ihnen noch folgen.

Bester Nährboden für Kunst

Castro war ein besessener Leser. Also stellte er klar: Schreibt, was ihr wollt – aber wenn ihr über Kuba und die Politik schreibt, dann nur Linientreues. Sonst kracht's. Malerei, bildende Kunst, Musik, klassisch oder modern, waren Fidel ziemlich egal. Als einziger Kubaner, der niemals tanzte, liess er hier die Künstler machen. So durfte zum Beispiel Kcho, das Pseudonym von Alexis Machado, in den schlimmsten Zeiten nach dem Zusammenbruch des sozialistischen Lagers eine Installation ausstellen, die er «Das Floss der Medusa» nannte und die

aus Bootstrümmern bestand, die alle in Formation nach Norden zeigten. Eine mehr als klare Anspielung auf die *balseros*, Kubaner, die mit selbstgebastelten Flössen versuchten, nach Florida zu flüchten. Nichts passierte. Im Gegenteil, schon deutlich hinfällig und geschwächt, besuchte Fidel kurz vor seinem Tod noch eine Ausstellung von Kcho in Havanna – und erteilte ihm damit sozusagen den höchsten Segen.

Wie vieles auf Kuba wurde auch das Verhältnis der Künstler zum Staat einfach geregelt: Du gehst uns nicht auf den Wecker, dann tun wir's dir auch nicht. Du hast im Ausland Erfolg? Prima, wir handeln eine fixe Abgabe für den Staat aus, und viel Spass in New York, Miami, Paris oder London.

Kuba bietet bis heute den besten Nährboden für Kunst und Künstler. Eine gebildete Bevölkerung, gute Gratisausbildung an staatlichen Kunstakademien – und eine absurd-surrealistische Realität, die geradezu nach künstlerischer Bewältigung schreit. Vor Corona war an einem beliebigen Abend in Havanna auf dem Gebiet von Kunst und Kultur entschieden mehr los als in Zürich. Ein Klavierkonzert von Tschaiakowski? Eine Verdi-Oper? Alles an Musik von Jazz bis Reggaeton? Ballett? Vernissagen? Performances, Kunst, Kunst, Kunst. Filmfestival, Buchmesse, Kinos, alles da, alles findet Publikum.

Inzwischen ist Kuba aber schon wieder von einem perfekten Sturm getroffen worden.

So wie nach dem Zusammenbruch des sozialistischen Lagers. Bis dann Hugo Chávez als neuer «Big Daddy» Kuba mit Ölreichtum überschüttete. Aber Venezuela pfeift selber aus dem letzten Loch. Tourismus ist seit fast einem Jahr praktisch inexistent. Die milden Gaben der Exilkubaner, Devisenquelle Nummer eins, sind fast versiegt. Kaum noch Flüge, Überweisungen nach Kuba werden immer schwieriger. Schliesslich ist auch die Vermietung von Fachpersonal ins Ausland deutlich geschrumpft. Also alle fünf wichtigen Einnahmequellen sind gleichzeitig versiegt.

Der übergrosse Charismatiker Castro ist tot, sein Bruder Raúl mit neunzig eine lebende Mumie, der neue Präsident Díaz-Canel ein Nichtskönner, als wichtigstes Merkmal hat er einen provozierend dicken Bauch. Warteschlangen, Ermattung nach sechzig Jahren Revolution, die eins ums andere Mal neue Opfer fordert und eins ums andere Mal zeigt, dass sie aus eigenen Kräften nicht einmal die Grundbedürfnisse der Bevölkerung befriedigen kann.

Schlachtruf

Zeichen und Wunder: Zum ersten Mal seit Padilla werden kubanische Künstler aufmüpfig. Sie wagten es, zweimal so etwas wie eine Demonstration vor dem Kulturministerium abzuhalten, und forderten, drinnen mit dem Kulturminister sprechen zu dürfen. Der geriet ausser sich, stürmte aus dem Ministerium und wurde handgreiflich. Was viele kubanische Funktionäre bis heute nicht kapiert haben: Es gibt auch in Kuba inzwischen Internet. So etwas wird live hochgeladen. Es nützte nichts, dass er einem Demonstranten sein Handy aus der Hand riss. Im Gegenteil.

Dann gibt es den Song «Patria y vida». Das ist eigentlich nicht mehr als einer der vielen leicht aufmüpfigen Reggaetons. Aber: Diese Zeile fetzt. Diese Zeile kann zum Symbol, zum Banner, zum Schlachtruf werden. Denn «Patria o muerte», Vaterland oder Tod, das ist der alte Schlachtruf seit den Unabhängigkeitskriegen quer durch Lateinamerika. Von Fidel am Schluss fast aller





«Keine Lügen mehr»: Schöpfer des Songs «Vaterland und Leben».

seiner vielstündigen Reden umgewandelt zu «Socialismo o muerte».

Schon lange fragten Spötter, was eigentlich der Unterschied zwischen Sozialismus und Tod sei. Aber «Vaterland und Leben», das hat subversive Sprengkraft. Das versteht jeder Kubaner, während Rufe nach «Freiheit» oder «Demokratie» oder «Nieder mit der Diktatur» eher absurd sind – auf einer Insel, die seit 1492 noch nie frei war, noch nie eine Demokratie und noch nie anders als diktatorisch regiert wurde.

Dagegen ein perfekter künstlerischer Sturm. Kubanische Musiker von ausserhalb und von der Insel haben sich zusammengetan. Sehr bekannte Namen wie Yotuel Romero, Descemer Bueno, das Duo Gente de Zona, die Rapper Maykel Osorbo und El Funky. Gut und modern in Miami produziert, mitsamt professionellem Video, ging «Patria y vida» sofort viral mit über 2,2 Millionen Klicks bis jetzt.

Und der Text haut auch ganz schön rein:

«Die wahre Geschichte, nicht die falsch erzählte / Wir sind die Würde eines ganzen Volkes, mit Füßen getreten / Mit vorgehaltener Waffe und Worten, die nichts mehr bedeuten

Keine Lügen mehr, mein Volk bittet um Freiheit, keine Doktrinen mehr / Lasst uns nicht länger «Vaterland oder Tod» rufen, sondern «Vaterland und Leben.»»

Dagegen fiel dem Regime bislang nicht viel ein, ausser die üblichen Schablonen, dass das Ganze von ausserhalb gesteuert sei, um Kuba

zu destabilisieren. Der Präsident Kubas entblödete sich nicht, die Bevölkerung dazu aufzurufen, dagegen donnerstags die Nationalhymne zu singen. Natürlich sind die Sänger «Lumpen und Feiglinge», «Ratten und Söldner». Aber das Staatsfernsehen, die Parteizeitung *Granma* und viele Speichellecker, die über das Lied herfallen, machen es nur noch bekannter und stärker.

Unangenehm auch: Die beiden Rapper leben in Kuba, man kann das nicht als konterrevolutionäres Machwerk von aussen abtun. Alle Sänger sind Kubaner, früher in be-

Natürlich sind die Sänger «Lumpen und Feiglinge», «Ratten und Söldner».

rühmten Gruppen wie den Orishas unterwegs. Früher alle sympathisierend mit Fidel und der Revolution, dann ins innere oder fremde Exil gegangen; jetzt wieder engagiert. Jeder von ihnen lebt ein typisches Künstlerschicksal.

Unfähige Maulhelden

Als Höhepunkt der Idiotie des Regimes wurde das Haus eines bekannten Dissidenten in Havanna, der den Slogan «Patria y vida» über seine Tür gemalt hatte, mit roter Farbe von oben bis unten übermalt. Grossartig, denn auch Farbe ist absolute Mangelware.

Ein Hungerstreik der Künstlergruppe San Isidro im November, der nicht schnell abgebrochen und unterdrückt werden konnte; Geschimpfe und Geflüche in den oft Hunderte Meter langen Schlangen, wenn nach mehr als 24 Stunden Wartezeit der Laden leer ist oder gerade geschlossen wird: Die Stimmung steigt. «Wir stopfen euch das Maul mit Nahrungsmitteln», funktioniert auch nicht mehr.

Auf der anderen Seite fehlt es auf Kuba bis heute an einer organisierten Opposition mit Schlagkraft. Die wenigen bekannten Dissidenten sind isoliert, werden schikaniert und arbeiten nicht allzu selten gleichzeitig für den Staatssicherheitsdienst. Der wichtigste Machtfaktor auf Kuba, die Armee, sitzt in den Kasernen; ihre ganze Führungsspitze ist dermassen in den militärisch-industriellen Komplex integriert, dass sie nichts mehr fürchtet als einen Systemwechsel.

Die kubanische Opposition im Ausland hat sich jahrzehntelang als eine Bande von unfähigen Maulhelden diskreditiert. Also ist es nach wie vor mangels sichtbarer Alternative nicht erkennbar, wie und wann und wohin sich etwas ändern könnte.

Aber eine dramatische Wirtschaftskrise, ein ermattetes und unfähiges Regime ohne Caudillo, dazu ein knackiger Slogan wie nie zuvor: Manchmal beginnt plötzlich zu rutschen, was eine Minute vorher noch unverrückbar stabil aussah. Manchmal spriesst plötzlich Leben aus den Ruinen eines Traums.

Regie

Dieter Wedel – immer auf der Pirsch

Wolfram Knorr

In längst versunkenen Zeiten war deutsche Fernsehunterhaltung noch ein Revier klarer Strukturen. Gutartige Anstaltsherren und ihre Trabanten der kritischen Zunft hatten grösste Ehrfurcht vor ihren sensiblen Künstlern. Neigte einer zu Tobsuchtsanfällen, hörbar bis in fensterlose Archivräume, zeigten sich die Heger und Pfleger respektvoll: Das muss ein Ausdruck von Genialität sein – und Dieter Wedel, 81, Theater- und TV-Regisseur, war in den 1980er und 1990er Jahren der Genialste.

In seiner Autobiografie «Vom schönen Schein und wirklichen Leben» erzählt er stolz, die Grundschule komplett übersprungen zu haben, ein exzellenter Tennisspieler gewesen zu sein («Meine Vorhand war ganz schön hart») und mit vierzehn Jahren seinen ersten Tobsuchtsanfall bekommen zu haben. Er hatte das Stück «Massada» geschrieben, und die Mitschüler lernten nicht ihre Rollentexte, sondern spielten lieber mit der Eisenbahn.

Auch wenn die Schauspielerinnen und Schauspieler später nicht mehr mit Eisenbahnen spielten, das Herumkrakeelen blieb das «Markenzeichen» Dieter Wedels. Immerhin hatte der Künstler 1973 für seinen «Tatort»-Film «Ein ganz gewöhnlicher Mord» 27,5 Millionen Zuschauer vor die Mattscheibe gelockt.

Etwas zu heftig

Dieter Wedel – nach eigenen Angaben 1942 in Frankfurt am Main geboren, laut Promotionsunterlagen 1939 –, der sich am Set nur mit «Dr. Wedel» anreden liess, war trotz allem, was ihm seit den Vorwürfen wegen Vergewaltigung und sexuellen Missbrauchs um die Ohren fliegt, lange vor den Streaming-Plattformen, neben Helmut Dietl («Kir Royal») einer der wenigen, die den Reiz der mehrteiligen Erzählweise für engagiertes Erzählen erkannten und nutzten (abgesehen von Feiertags-Mehrteilern wie «Die Schatzinsel», 1966, und Rainer Werner Fassbinders «Acht Stunden sind kein Tag», 1972).

Immer auf der Pirsch nach aktuellen Themen, deren Verfilmungen sich mit populären Schauspielern besetzen liessen, suchte er ein möglichst grosses Publikum. So handelte der Dreiteiler «Die Familie Semmeling» (1976) von den Kalamitäten bei der Hausbauerei, in «Schwarz Rot Gold» (1982–1986) ging's um Schiebereien und Tricks beim Zoll und im enorm erfolgreichen Vierteiler «Der grosse Bellheim» (1993) ums Sterben der grossen Kaufhäuser. Schon klar, Wedels Vorbild war das US-Kino mit seinem handfesten Zugriff auf soziale und politische Stoffe.



In den 1980er und 1990er Jahren der Genialste: Skandalregisseur Wedel.

Wedel griff allerdings etwas zu heftig zu. Kenner des amerikanischen Films hatten Déjà-vu-Erlebnisse. Nicht nur Dialoge fanden sich wortwörtlich bei Wedel wieder, sondern ganze Szenen. Wohlmeinende Kritiker sagten, seine Filme seien dort am besten, wo er sich bei anderen bedient habe. Er spielte das herunter – und hat nicht ganz unrecht damit: Die Abkupferei enthüllte das grundsätzliche Dilemma des deutschen Films mit Anspruchs-Unterhaltung. Wird's versucht, wirkt's immer verkrampt. Wedel wollte dem entgehen, dass er klaute, hat eh kaum einer bemerkt.

Dem grossen «Bellheim» jedenfalls hat es nicht geschadet. Die Kritik war mehrheitlich begeistert; vor allem die vier alten Herren Mario Adorf, Will Quadflieg, Heinz Schubert und Hans Korte als die Methusalems, die sich entschlossen, ein marodes Kaufhaus wieder auf Vordermann zu bringen, hielten viele für äusserst amüsant. Dass Wedel Szenen und Dialoge aus Oliver Stones «Wall Street» und Barry Levinsons «Tin Men» übernommen hatte (einige wollten sogar Szenen aus «Citizen Kane» erkannt haben), liess die Schnüffler dann doch ein wenig kleinmütig erscheinen – andere Regisseure haben das auch gemacht, nur nannte man das dann «zitieren». Harald Schmidt ver-

ballhornte Wedels Methode unter dem Motto: «Hollywood klagt bei Wedel.»

Nur dröhnende, breitbeinige Männer

«Der Schattenmann» (1996, 5-teilig) wurde mit dem Adolf-Grimme-Preis in der Kategorie Serien und Mehrteiler ausgezeichnet, obwohl auch hier der «Geniale» wieder «entlehnte» (auch wieder bei «Wall Street»). Der Maestro mit seinem gefärbten Haar, der dunklen Brille und der ewigen Solarium-Bräune war auf der Höhe seines Ruhms – wer wollte den Eitlen vom Thron stürzen? Er stieg selber runter mit dem Zweiteiler «Gier» (2010) übers wilde Leben eines Hochstaplers; der Film wurde verrissen. Wedel wechselte zur Bühne, leitete erst in Worms die Nibelungenfestspiele, dann die Bad Hersfelder Festspiele, seine Jähzorn-Ausbrüche liessen nicht nach, Crew-Mitglieder wendeten sich von ihm ab, und viele wussten, dass er wie ein durchgeknallter Faun hinter den Schauspielerinnen her war.

Lange vor MeToo gab's schon bei Arte Zoff um die Ausstrahlung von «Der grosse Bellheim»: Nur dröhnende, breitbeinige Männer gockelten herum. Frauen – Fehlannonce. Inzwischen sind Bellheim und Co. in einem Giftschränk.

Design

Der vertraute Vorreiter

Beatrice Schlag

Museum für Gestaltung:
Alexey Brodovitch – Der erste Art Director.
Toni-Areal, Zürich, bis 20. Juni 2021

Der Name Alexey Brodovitch ist wenigen geläufig. Die Zürcher Ausstellung über seine Arbeit zeigt, wie sehr er unser Auge für Design und Fotografie geprägt hat. Die Ausstellung preist Alexey Brodovitch nicht nur als Pionier der modernen Grafik, sondern auch als ersten Art Director. Der erste Art Director? In der nicht mondänen Zeitschriftenbranche gab es ihn lange nicht. In den achtziger Jahren war er plötzlich da. Was war vorher? Ich hatte mir nie Gedanken gemacht.

Umso überraschender, dass das, was das Museum für Gestaltung in «Alexey Brodovitch – Der erste Art Director» zeigt, so unerklärlich vertraut ist. Man kennt die Grafiken, die Inszenierung der Fotos, die alles andere als zufälligen Leerräume auf den Textseiten und die sorgfältig gewählten Schriften, obwohl man noch nicht auf der Welt war, als sie erschienen. Aus einfachem Grund: Der Eindruck von Kühnheit und Moderne der von Brodovitch entworfenen Grafik hält bis heute an. Die Magazine, vor allem die Modezeitschriften, die es sich heute noch finanziell leisten können, sind unübersehbar von seinem Stil beeinflusst.

Besser als Picasso

Der 1898 im heutigen Belarus geborene Brodovitch, gelernter Buchgestalter, floh nach militärischen Einsätzen in der zaristischen Armee gegen Österreich-Ungarn und die Bolschewiken nach Paris. Dort machte er als Bühnenbildner, Fotograf, Werbegrafiker und Kurator

In den achtziger Jahren war er plötzlich da. Was war vorher?

sehr schnell auf sich aufmerksam. Bereits 1924 gewann er bei der Plakatausschreibung für ein Pariser Theater den ersten Preis, was allein deswegen Aufsehen erregte, weil der Zweitplatzierte Pablo Picasso hiess, der schon damals als Maler eine Legende war.

1930 folgte Alexey Brodovitch einem Lehrauftrag nach Philadelphia, um am dortigen College of Art eine Fakultät für Werbung einzurichten und neues europäisches Design zu lehren. 1934 wechselte er zum Modemagazin *Harper's Bazaar*. Chefredaktor Carmel Snow hatte die von Brodovitch kuratierte Aus-

stellung des Art Directors Club New York gesehen und den Emigranten vom Fleck weg als Art Director angestellt. Die Zusammenarbeit der beiden dauerte 24 Jahre, in denen das feine, aber bisher eher biedere Magazin

Harper's Bazaar die tonangebende *Vogue* überflügelte und in Layout, Bildern, Schriften und Texten neue Massstäbe für Eleganz und Avantgarde setzte.

An der gezeigten Mode in seinem Heft interessierten Brodovitch weder Stoff noch Schnitt. Was zählte, war einzig die Dynamik des Bildes. Er liess Models auf die Kamera zurennen, stellte sie zwischen Elefanten, schnitt ihre Köpfe aus dem Foto. «Es gibt kein Rezept für gutes Layout», sagte er. «Was aufrechterhalten

Unter guten Bildern verstand er solche, die verwirrten oder schockierten.

werden muss, ist ein Gefühl von Abwechslung und Kontrast. Mit guten Fotos sollte ein Layouter schlicht bleiben. Wenn sie schlecht sind, muss er arbeiten wie ein Akrobat.»

Unter guten Bildern verstand er solche, die verwirrten oder schockierten. «Damit meine ich nicht Vulgäres oder Lautes, sondern etwas, was der Fotograf ganz anders sieht als ich, einen völlig individuellen Ausdruck. Es muss den Betrachter zum Denken bringen.» Die Anforderung, die er an Fotografen stellte, war stets dieselbe: «Überrasche mich.»

Seiner Zeit voraus

Sein Gespür für Talent war untrüglich. Bei *Harper's Bazaar* arbeitete er nicht nur mit Künstlern wie Man Ray, Salvador Dalí und Henri Cartier-Bresson, die er aus Europa kannte. Ebenso förderte er den damals kaum bekannten Fotografen Irving Penn und den jungen Schweizer Robert Frank, allen vorab aber seinen ehemaligen Schüler Richard Avedon. Die beiden hatten sich in Brodovitchs «Design Laboratory» kennengelernt, wo der Art Director neben seiner Tätigkeit für das Modemagazin über dreissig Jahre lang lehrte.

In Avedon findet Brodovitch einen Fotografen, der seine Vorstellungen von Überraschung perfekt umsetzt. Der 25 Jahre jüngere New Yorker lässt seine Models in Bars und Strip-Klubs lümmeln. Seine Bilder in der Zürcher Ausstellung nennt Kurator Christian Brändle «Pionierarbeit für einen Stil impressionistischer Modefotografie, die den veränderten Ansprüchen der Nachkriegszeit ideal gerecht wird».

Mit über 250 chronologisch gegliederten Objekten zeigt das Museum für Gestaltung die bisher weltweit umfassendste Ausstellung über Alexey Brodovitchs grafisches Werk. Für Design-Interessierte ein Hochgenuss. Einige Bildvergleiche aus jenen Jahren zwischen *Harper's Bazaar* und Magazinen wie *Vogue* oder *Elle* hätten unterstrichen, wie weit Brodovitch seiner Zeit voraus war. Aber das lässt sich im Internet nachholen.



Eindruck von Kühnheit und Moderne:
Art Director Brodovitch in seinem Studio bei *Harper's Bazaar*, 1937.



Noch namenlos: Supergroup um Charli XCX.

Pop Zigaretten in Australien

Anton Beck

No Rome, Charli XCX, The 1975: Spinning.
Dirty Hit Records

Gleich mehrere Dinge scheinen hier nicht zu stimmen. Eine Supergroup? Ein Popsong, der mit schnellen Rhythmen und sich ständig wiederholenden Parolen wie «you just keep spinning over there» Lust auf nächtelanges Clubbing macht? Das eine kennt man eigentlich nur aus längst vergangenen Jahrzehnten und das andere aus genauso lang vergangen erscheinenden Präpandemie-Zeiten.

Ausgedacht haben sich das Ganze Charli XCX und The 1975, beides britische Schwergewichte gegenwärtiger Popmusik, und um die Sache komplett zu machen, haben sie den philippinischen Musiker No Rome mit an Bord geholt – er machte sich in den letzten Jahren mit ständig wechselnden Haarfarben und einfühlbaren Popballaden einen Namen auf dem internationalen Musikparkett.

Das Ergebnis der Zusammenarbeit, ihre erste Single «Spinning», kann sich sehen lassen. Textlich changiert der Song irgendwo zwischen Ver-

liebt- und Schon-längst-drüber-hinweg-Sein, und ummantelt wird das mit durchdringenden Beats, die an die 1980er erinnern. «My love like a city, all night, everywhere, you love being with me, you never forget, 24/7 in heaven.»

Tiefste menschliche Emotionen legt das jetzt nicht gerade offen, aber dafür kommt es so locker und befreiend rüber wie wenig Popmusik zurzeit. Das könnte durchaus daran liegen, dass die drei Akteure sich für die Aufnahmen im frühen 2020 in Australien trafen und – wie Charli XCX auf Twitter zeigte – ohne Abstand gemeinsam Zigaretten drehten.

Einen Namen hat die Supergroup übrigens noch nicht, aber das ist auch nicht weiter schlimm, weil vor allem Charli XCX und The 1975 weitreichenden Einfluss haben. Bei Charli XCX begann das 2012 mit der mittler-

Ein Popsong, der mit schnellen Rhythmen Lust auf nächtelanges Clubbing macht.

weile ikonischen Partyhymne «I Love It», ein genialer Popsong, dessen Text – «I crashed my car into the bridge. I don't care, I love it» – sich nur bei genug Körperwärme, Alkohol und Lautstärke richtig entfaltet. Mit «How I'm Feeling Now» zeigte sie vor gut einem Jahr, im ersten Shutdown, aber auch, dass sie

durchaus artistische Ambitionen mit viel Feingefühl besitzt.

Auch The 1975, vier Jungs aus Manchester, bringen ihre Fan-Basis mit. Angefangen haben sie mit rockigen Indie-Teenage-Apokalypsen, schafften es bald zur Vorgruppe der Rolling Stones und wurden mindestens seit mehreren Brit Awards zum Inbegriff einer modernen britischen Boygroup; aber seit ihrem vierten Album, «Notes on a Conditional Form», fühlen sie sich in jedem Genre wohl. No Rome, dem bisher als Einzigem ein grosser Hit fehlte, passt dennoch perfekt rein – schliesslich will man nicht zu kommerziell wirken.

Aber wie erfolversprechend ist so eine Supergroup in heutigen Zeiten überhaupt noch? Ein Blick in die Geschichte zeigt, dass sich die meisten Supergroups früher oder später untereinander zerstritten und auflösten. Die Binsenweisheit, dass zu viele Köche den Brei verderben, trifft auch bei exzentrischen Musikern zu. Warum sollte das genau diesmal anders sein?

Aber wenn The 1975, Charli XCX und No Rome schon bald nicht mehr miteinander sprechen werden, gilt es umso mehr, Songs wie «Spinning» und alles, was von den drei noch kommen wird, zu geniessen. Verfrühtes Bedauern macht schliesslich auch keinen Spass. Oder wie es im Song heisst: «But you never regret a thing. 'Cause the game feels so good to win, darling.»

Klassik

Handschmeichelnd und hörkostbar

Manuel Brug

Daniel Behle, Oliver Schnyder:
Richard Strauss – Un-erhört. Prospero

Holger Falk, Nuovo Aspetto, Merzouga:
Future Stride. Mack Avenue. MAC 1181

«Geldsackpfleger! Bazillenträger!», so gelbt einem Daniel Behle auf der CD «Un-erhört» entgegen, die ein Bild von Eulenspiegel ziert. Der schwer zu singende «Krämerspiegel» von Richard Strauss parodierte einst respektlos den zeitgenössischen Musikbetrieb. Schon im Kriegsjahr 1918 wurde mit diesen krachend satirischen «zwölf Gesängen», zu denen der Starkritiker Alfred Kerr die giftig-beissenden Texte beigesteuert hatte, so manches Betriebschirmützchen verbal ausgefochten.

Perfekte Huldigung

Hier gehen mit dem in Basel residierenden deutschen Tenor und seinem souveränen Schweizer Piano-Sparringpartner Oliver Schnyder zwei souverän gestaltende, um jedes Wort und jede Notennuance fechtende Waffenträger vom tönenden Kampfplatz.

Aber nicht nur das: Die böse, meckrig-trockene Parodie kontrastiert reizvoll mit den schwülstigen, ebenfalls raren, weil stimmlich

Die böse, meckrig-trockene Parodie kontrastiert reizvoll mit den schwülstigen Gesängen.

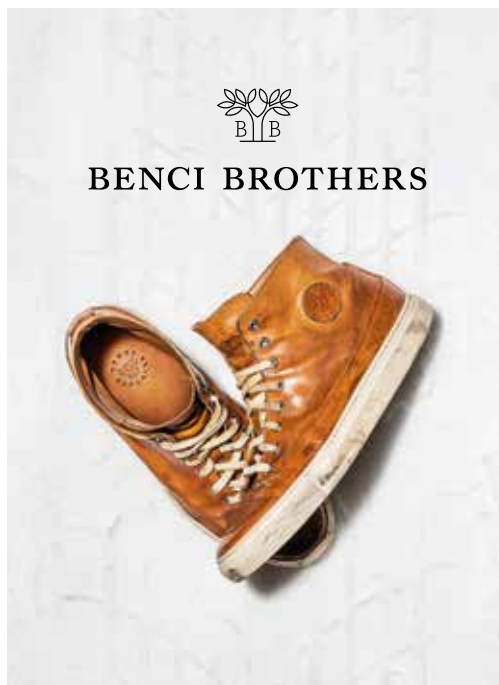
hochliegenden «Gesängen des Orients», für die Hans Bethge, der Textadepot von «Das Lied von der Erde», die Hafis-Worte in Deutsch aufbereitet hat.

Es finden sich auf der auch programmlich schön runden CD zudem fünf stimmungsreiche, mit der volltönenden «Winterweihe» anhebende Lieder – und eine «Weltsensation». Ein typischer Gimmick des auch tonsetzenden Daniel Behle nämlich: der schon optisch keck durch das Booklet flatternde «Schmetterling», eine – die Strauss-Rechte sind ja ganz frisch frei – schmiegsam-schöne Behle-Eigenkomposition auf ein Hesse-Gedicht im Stil des Meisters. Die perfekte Huldigung also, verpackt in eine fiktive Entdeckungsgeschichte des Schweizer Schriftstellers Alain Claude Sulzer, mit dem Behle gegenwärtig an einer Operette brütet.

Erschienen ist diese inhaltlich ergiebige wie haptisch schöne CD beim jungen Schweizer Label Prospero Classical. Das hat Martin Korn gegründet, früher Klassikleiter

des Schweiz-Ablegers von Sony. Seit einem Jahr belebt Korn mutig mit seinen bewusst bibliophil und ästhetisch gestalteten Scheiben die heimische Szene. Sie sollen so sinnlich wie wertig, so handschmeichelnd wie hörkostbar sein. Oliver Schnyder ist mit weiteren Klavierprogrammen vertreten. Und eben hat der junge türkisch-österreichische Tenor Ilker Arcayürek, inspiriert von einem sinnlichen Fotografienszyklus, ein vierteiliges Franz-Schubert-Liedprogramm als «The Path of Life» gestaltet.

Intensiv lässt sich bei Prospero auch Venedig mit der Seele suchen. Denn etwas anderes bleibt einem ja gegenwärtig in dieser Nicht-Reisezeit kaum übrig. Im Fall dieser bröckelnden, sowieso schon unwirklichen Sehnsuchts-



stadt, die sich im letzten Sommer-Intermezzo als eine noch unwirklichere, weil menschenleere Schönheit präsentierte, ist es besonders schmerzlich.

Abhilfe schafft, neben dem klassischen «Venezia la Festa»-Ambient-Album des Labels Winter & Winter von 1998 – mit den Kaffeehaus-Kapellen der Piazza San Marco, Taubengurren und Wellenschlag –, die musikalische Reise-CD «Il gondoliere veneziano» des Baritons Holger Falk. Der schlüpft quasi in die venezianische Paddler-Paraderolle und nimmt das Publikum mit auf eine Bootsfahrt durch jahrhundertealtes Liedrepertoire. Mit an Bord der Konzertgondel: das Alte-Musik-Ensemble Nuovo Aspetto und das Elektro-Duo Merzouga, das faszinierende Klangeindrücke aus der unvergleichlichen città auf dem Wasser beisteuert.

Jazz

Pianistisches Antidepressivum

Peter Rüedi

Emmet Cohen: Future Stride. Mack Avenue. MAC 1181

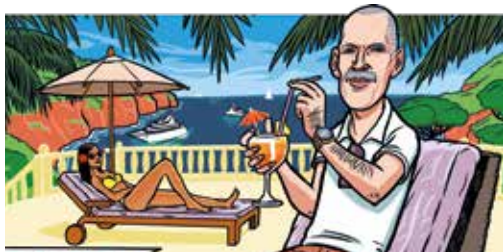
Wovor wir uns noch weniger retten können als vor der Seuche, ist der Overkill an Erörterungen, Ausreden und Schuldzuweisungen, die pandemische Monothematik auf allen Kanälen. Dabei ist erstaunlich, wie wenig dabei von Medikamenten die Rede ist. Ich wüsste eines. Nicht gegen das Virus, versteht sich, wohl aber gegen die Trübsal, in die uns die zögerliche Rückkehr in so etwas wie Normalität versetzt.

Es heisst «Stride», und das ist ein aus dem Ragtime entstandener alter Klavierstil, dessen Väter fulminante, meist «klassisch» gebildete schwarze Pianisten im Harlem der 1920er Jahre waren: James P. Johnson, Willie «The Lion» Smith, Luckey Roberts, allesamt Meister einer Pianotechnik, in der die im Bass springende linke Hand den mitreissenden Rhythmus für das melodiose Blütengestöber der rechten vorgab. Ein Stil, in welchem das Piano sich selbst genug war. Sein erfolgreichster Vertreter wurde Fats Waller, ein musikalisches Genie und ein eklatanter Entertainer und Humorist; sein Vollender war dann Art Tatum, der den Stride mit rasenden Läufen und Arpeggios seiner Rechten sowie dem Raffinement seiner Harmonik sozusagen transzendierte. Im Spiel einiger Nachfolger blieb der Stil ein technisch anspruchsvolles, musikalisch handfestes Mittel gegen alle Arten von depressiven Anfichtungen.

Nicht als Namedropping, sondern als Aufforderung zur Erkundung (z. B. bei Youtube) eines ganzen Archipels der brachialen Lebensfreude seien hier die zum Teil vergessenen Stride-Maestri Dick Wellstood, Ralph Sutton, Johnny Guarnieri, Charles Thompson und Donald Lambert genannt. Und auch im Spiel einer ganzen Reihe «moderner» Jazzmusiker blieb der Stride eine pianistische Option – allen voran Thelonious Monk, Roland Hanna, Jaki Byard.

Jetzt erinnert Emmet Cohen (geb. 1990) mit seinem Album «Future Stride» an die Vitalität der alten Kunst. Im Trio (Russell Hall am Bass, Kyle Poole, Drums), für drei Nummern im Quintett (Marquis Hill, Trompete, Melissa Aldana, Tenorsax) streift der in vielen Sätteln gerechte Eklektiker den Vorsatz des Titels zwar nur in wenigen brillanten Nummern, entfaltet ansonsten andere Facetten musikalischen Mainstreams zwischen Tradition und Moderne. Aber er setzt ein Zeichen: eine Aufforderung zur lustvollen Erkundung einer hinreissenden alten Kunst wider alle Finsternis dieser und kommender Zeitläufte.

LEBEN HEUTE



WUNDERBARE WELT

Un-Vogue

Mark van Huissingeling

Persönlich mag ich die Aussage «Früher war's besser» nicht sehr. Weil sie oft nicht stimmt. Und einen die damit verbundene Haltung irgendwie alt aussehen lässt. Aber manchmal trifft sie zu, und dann soll man das auch sagen: «Früher fand ich die *Vogue* besser.»

Das war eine Untertreibung. In den vergangenen dreissig Jahren, seit ich die Zeitschrift sehe, war die *Vogue* die Währung für schöne Mode, Models, Fotos und weitere schöne Dinge, ohne die man ebenfalls durchs Leben kommt, mit denen es aber mehr Spass macht.

Damit ist, seit einem Dutzend Ausgaben oder so, Schluss. Schuld daran tragen die sogenannte *cancel culture* beziehungsweise die *wokeness*, zwei von Amerika nach Europa und zu uns ausgeführte gesellschaftliche Entwicklungen: Absage- und Löschkultur nämlich respektive «erhöhte Sensibilisierung für soziale Ungerechtigkeiten» (Wikipedia).

Einen Augenblick, das war zu einfach: *Cancel culture* und *wokeness* sind bloss vorgeschobene Gründe von mutlosen Journalistinnen (sowie ein paar, die zu vorauseilendem Gehorsam neigen und/oder wirklich daran glauben, was noch schlimmer ist) und Verlegern, die hoffen, dank biegsamem Rückgrat ein wenig länger Geld mit Print verdienen zu können.

Das waren ziemlich Bausch-und-Bogen-mässige Urteile, einverstanden. Also muss MvH nachliefern, woran er diese festmacht. Stellvertretend für die vielen verschiedenen *Vogue*-Magazine nimmt er die (grosse und, was Ausstrahlung sowie Einnahmen angeht, wichtige) amerikanische Ausgabe, das Heft von Januar 2021 etwa: Als Erstes fällt der rachitische Umfang auf (88 Seiten plus Umschlag), dieser steht in scharfem Gegensatz zur Telefonbuch-

starken Vergangenheit mit 500 oder mehr Seiten (ich erwähne fairerweise, dass Januarnummern nicht die fettesten sind).

Auf dem Cover ist Naomi Osaka, eine Tennisspielerin, die, ich möchte nicht sagen: «nicht gut» aussieht, stattdessen: «nicht gut genug» fürs *Vogue*-Titelbild. Von nun an geht's bergab. Im «Brief der Chefredaktorin» schreibt Anna Wintour, sie sei stolz auf die geleistete Arbeit, was auch so verstanden werden kann: Wenigstens sie erkennt, dass die Zeitschrift, deren oberste Verantwortliche sie ist und die von insgesamt 26 Chefredaktorinnen in verschiedenen Ländern hergestellt wird, vom Weg abgekommen ist. «Unsere Arbeit zählt» ist ihr letzter, fast schon trauriger Satz – wer darauf hinweisen muss, weiss, wie wenig seine Arbeit zählt.

Aufwendig produzierte Bilderstrecken, mit denen einen früher Mario Testino (#MeToo-Vorwürfe von Männern), Tim Walker, Terry Richardson (#MeToo-Vorwürfe von Frauen) oder andere Fotografen in Wunderländer mitnahmen und dort glanzvolle Models in kostbaren Kleidern präsentierten, gibt's nicht mehr. Stattdessen Bilder von (mir) unbekanntem Künstlern, die weibliche Durchschnittsmenschen in Kleidung zeigen, die möglicherweise modisch ist. Ausnahme, die die Regel bestätigt: Annie Leibovitz (die keine Modefotografin ist, dafür lesbisch) porträtiert Schauspielerin Frances McDormand.

Wichtigste Bedingung, die das Personal auf der anderen Seite der Kamera erfüllen muss, so sieht's aus: *diversity*, Vielfalt. Es finden auf redaktionellen Seiten sozusagen alle Platz, ausser schlanke, weisse Frauen, die, in meinen Augen,

«Unsere Arbeit zählt» ist der letzte Satz – wer darauf hinweisen muss, weiss, wie wenig seine Arbeit zählt.

sexy zurechtgemacht sind. Zum Glück gibt's noch (ein paar) Anzeigen, von Chanel zum Beispiel (doch dafür Fr. 17.90 zu zahlen, ist auch etwas *rich*).

Vielleicht war diese Ausgabe ein Ausreisser nach unten, hoffte ich. Bis Nr. 2 im Briefkasten lag: Cover-«Model» Kamala Harris in Converse-Turnschuhen, die ich mit 22 zu tragen aufhörte, weil ich mir bessere Sneakers kaufen konnte (und weniger riechende). Tiefpunkt des modestreckefreien Magazins: vier-

zig Seiten *local talents* für Leserinnen, die wissen wollen, wer zum Beispiel in Alabama Baumwollblusen entwirft (eine Frau mit Namen Florence Chanin für ihre Marke Alabama Chanin).

Von Anna Wintour, mit der ich nicht bekannt bin, kam keine Antwort. Weshalb ich Barbara Amiel fragte, ebenfalls eine Londoner Journalistin, die in New York arbeitete, als ihr Mann reich und Verleger war, und die mit Wintour befreundet ist. Sie sagte, sie zweifle daran, dass die neuen Inhalte Annas Sicht auf die Welt und Mode widerspiegeln. Sie meine vielmehr, dass diese an ihrem Job hänge.



UNTEN DURCH

Verworrene Handlung

Linus Reichlin

Bruno und ich machten einen Herrenabend: Bier, Spielfilm auf Netflix, Wasabi-Nüsse. Das Bier und die Nüsse hatten wir gut im Griff, aber der Spielfilm machte uns Schwierigkeiten.

«Warum hat sie denn jetzt dieses Foto zerissen?», fragte Bruno. «Weil der Typ vom Geheimdienst», sagte ich, «sonst gewusst hätte, dass ihr Vater Atomphysiker ist.» «Welcher Typ vom Geheimdienst?», fragte Bruno. «Na, der mit der Sonnenbrille», sagte ich, «der am Anfang des Films auf einer Luftmatratze lag.» «Das war doch Werbung», sagte Bruno, «der Film fing erst nachher an!» «Jedenfalls ist es eindeutig ein Agentenfilm», sagte ich, «das merkt man an der Musik.»

Wir schauten uns den Film weiter an, aber die Handlung wurde immer verworren. Einerseits heirateten die Hauptdarsteller in einem Blumenregen, andererseits explodierte in einem arabischen Land eine Buchhandlung. «Das ist nicht in Arabien», sagte Bruno, «das ist in Paris. Aber wieso jetzt plötzlich eine

Buchhandlung explodiert, verstehe ich auch nicht.» «Vielleicht haben sie das Buch ihres Mannes nicht ins Schaufenster gestellt», sagte ich, «er ist doch Schriftsteller.» «Nein, ihr Bruder war Schriftsteller», sagte Bruno, «der, der beim Deltasegeln umgekommen ist.» «Hatte der nicht ein Aneurysma?», sagte ich.

Der Film ging rasant weiter. Plötzlich hatte das Ehepaar ein Kind und war in Nairobi, denn beim Szenenwechsel stand in fetter Schrift «Nairobi, Kenia, 1993». «Wieso denn 1993?», sagte Bruno, «da kannten sie sich doch noch gar nicht!» «Keine Ahnung», sagte ich, «und ich verstehe auch nicht, warum das Kind einen Hafenarbeiter zusammenschlägt, Nairobi liegt nicht am Meer.» «Das Kind ist vielleicht ein Mutant», sagte Bruno.

Wir hielten den Film an und lasen auf der Wikipedia-Seite des Films die Handlung. Damit gaben wir uns als *betweeners* zu erkennen. In der neueren Filmwissenschaft sind *betweeners* Zuschauer, die sich während eines Films bei Wikipedia über die Handlung informieren. Dummies sind Leute, die sich schon vor dem Film die Handlung einprägen. Die *cleversmarts* wiederum lesen den Handlungsablauf erst nach dem Film, weil sie sich während des Films nicht eingestehen wollen, dass sie genauso wenig wie alle anderen kapieren, worum es geht.

Die Handlung nachzulesen, bedeutet aber nicht, sie hinterher zu verstehen. Denn die Handlungsbeschreibungen im Internet werden ja von Leuten verfasst, die die Filmhandlung entweder a) nur zu verstehen glauben oder die sie b) aus den Einzelteilen anderer Handlungsbeschreibungen zusammenschustern, die wiederum von Leuten verfasst wurden, die nur glauben, den Film verstanden zu haben. Eine solche Handlungsbeschreibung klingt dann so wie die aus dem Chinesischen übersetzte Bedienungsanleitung einer Mikrowelle. Das ist vor allem für Dummies verhängnisvoll. Mit einem vollkommen unlogischen Handlungsablauf im Kopf starten sie den Film, den sie natürlich jetzt erst recht nicht kapieren, weil die Handlung diametral von der abweicht, die sie gelesen haben.

«Was kümmern mich die Dummies», sagte Bruno, «mich interessiert nur, ob ich blöd bin oder der, der bei Wikipedia diese Handlungsbeschreibung verfasst hat.» «Vergessen wir nicht den», sagte ich, «der das Drehbuch ge-

schrieben hat. Vielleicht ist ja der blöd. Und der Regisseur hat's nicht gemerkt. Womit auch er blöd wäre.» Vielleicht liegt es ja an den Filmen? Insbesondere an denen der Streamingdienste. Denn früher, als Filme noch nicht am Fliessband produziert wurden, habe ich die Handlung immer perfekt verstanden. «Crocodile Dundee», «Der weisse Hai», «Pretty Woman» – was gab es denn da nicht zu verstehen? «Oder es liegt an unserem Alter», sagte Bruno. Aber genau das wollen die Drehbuchautoren: dass wir uns ihre wirren Storys mit unserer beginnenden Demenz erklären!



FAST VERLIEBT Vorsicht, Brautstau!

Claudia Schumacher

Ich hatte mal eine Idee für eine Kurzgeschichte über die Besessenheit meiner Generation mit dem Heiraten: Ein Paar erlebt aufgrund einer kosmischen Verschiebung den Tag seiner perfekt-pompösen Hochzeit immer wieder aufs Neue. In dieser Zeitschleife zersetzt sich die Hochzeitsgesellschaft selbst. Die bestellten hundert weissen Tauben fliegen zum tausendsten Mal in den Himmel, und das Paar erkennt, dass es nur für Instagram heiratet: #vintage #boho #barnwedding. Vor Schreck verrutscht dem Bräutigam fast das dezente Herren-Make-up, er muss jetzt erst mal die Schwester von irgendwem im Lavendelfeld hinter der Hochzeitscheune bumsen. Währenddessen vergiftet seine Mutter ihre Schwiegertochter, weil diese sie ein halbes Jahr lang für das Basteln von persönlichen Einladungskarten missbraucht hat. Das Bühnenbild für dieses kleine Kammerspiel bekäme man schon für schlappe 25 000 bis 50 000 Franken: Das ist der Preis einer durchschnittlichen Schweizer Hochzeit. Sie werden seit Jahren immer grösser, teurer und absurder.

Dann kam Corona. Die neue Realität ist noch verrückter als meine Fiktion von damals. Sie verdient den Titel einer schlechten Romcom: «Braut für immer – nie verheiratet». Seit 2019 stapeln sich die Bräute in meinem Umfeld, und es kommen immer neue dazu – ohne dass die alten Bräute mittlerweile zum Zuge gekommen wären. Eine meiner Cousinen hat ihre komplett geplante Hochzeit in Spanien gerade zum zweiten Mal verschieben müssen. Andere sind tapfer und nicht abzubringen von ihrem Hardcore-Sportregime, das sie für den perfekten Brautkörper seit Monaten eisern durchziehen – als würden sie dieses Jahr tatsächlich noch mit 150 Leuten drinnen feiern können, haha.

Wieder andere, die sich ebenfalls an den festgelegten Termin im Sommer klammern, wirken bei jedem Telefonat frustrierter. Denn ewig nagt der Zweifel. Diese Bräute sind in der Corona-Zeitschleife gefangen. Eine Bekannte hat zusammen mit ihrem Verlobten zweistellig für ihre Trauhochzeit angezahlt, und als sie neulich anfragten, ob sie eventuell auf nächstes Jahr verschieben könnten, meinte die Verantwortliche bei der Location nur: «Für 2022 sind wir leider schon komplett ausgebucht. Wir könnten Ihnen daher leider erst wieder einen Termin für 2023 anbieten.» Der Markt ist übersättigt: Zusätzlich zu den Neuverlobten, die gerade ihre Hochzeit für 2022 planen, stürmen die altverlobten Hochzeitsverschieber von diesem und vom letzten Jahr dieselben Locations.

Eine Freundin von mir hat letztes Jahr, trotz Corona, einfach entspannt in ihrem Garten geheiratet. Jetzt ist sie schwanger, und das Leben geht weiter. Das Geld, das ihre Hochzeit nicht gekostet hat, steckt jetzt in der Immobilie, in die sie demnächst zieht.

Niemand zwingt einen, unglücklich zu sein.



Nochmals von vorne

Mein Glück war ein kleines Büchlein über die ewige Hauptstadt aller Exilanten.



Würze der Welt: Marseille.

Ich fühlte mich damals als Exilant in der Heimat meines Selbst. Es ist schwer zu beschreiben. Irgendetwas verbannte mich von mir selbst, vertrieb mich von meiner Erde, ich darbe in einem kargen Stück fernem Auslands meiner Seele, blickte apathisch über ausgedorrte Landschaften, lief nur noch über längst schon ausgetrampelte Pfade, meine Augen sahen den Horizont nicht mehr. Ich war nicht depressiv, das nicht. Ich war nur ein Träumer, der zu lange geträumt hatte.

Gegen den Gegenwind

Die Leichtigkeit hatte sich von mir verabschiedet. Dieses spielerische Dasein der ersten Entwürfe der Selbstverwirklichung und das beinahe göttliche Zutrauen, dass alles gut werden würde. Ich kostete den Nektar des Schmerzes ebenso leicht und schmerzlos wie jenen der Schönheit. Ich konsumierte, mich zuallererst. Ich war so egozentrisch, dass ich keine Augen mehr hatte, die aus mir herauschauten. So war das damals, als die Leichtigkeit meine Freundin war und mein Dasein nur die Vergänglichkeit des Augenblicks kannte, nicht aber jene des Lebens. So war das, als mir meine Jugend abhanden kam.

Wenn man Glück hat, geschehen in Zeiten, in denen die Träume schwächeln und die Realität ihr Recht auf Besitz anmeldet, kleine Wunder, wenn nicht, fangen die wirklichen Schwierigkeiten an. Mein Glück hiess Jean-Claude Izzo,

ein Schriftsteller aus Marseille, ein schwächlicher und ausgezehrter einsamer Wolf, der mit seinen Worten gegen den Gegenwind seines und die Mühsal allen Lebens anschrieb und der, wenn die Worte verblasen wurden, so lange Lagavulin trank, bis der Sturm vorbei war, und der, das vor allem, dennoch nicht aufgehört hatte, an die Schönheit der Dinge zu glauben.

Mein Glück war sein kleines Büchlein über die ewige Hauptstadt aller Exilanten. Ich flanierete mit nichts als flüchtigen Gedanken durch die Stadt, kam an einem Buchladen vorbei, in dessen Wühltisch dieses Büchlein war. Fünf Franken kostete mich das, was meine Rettung werden würde.

Ich setzte mich in ein Café, trank zuerst einen Espresso, ab Seite 21 Pastis, ich lief mit legeren Schritten und dem unerklärlichen Gefühl, dass Rettung nah ist, nach Hause. Packte meine Tasche voll mit ein paar Kleidern, Büchern, Notizheften und dem Laptop, öffnete einen Wein, las das Büchlein nochmals und legte mich hin. Am anderen Morgen, ziemlich früh, nahm ich ein Taxi zum Bahnhof und stieg in den Zug, um einzutauchen in Izzos Marseille und in mich.

Ich kam gegen Abend an. Ich lief vom Bahnhof durch den Himmel runter zum Vieux-Port, ein paar Schritte hinauf an die Ränder der Altstadt, deponierte mein Gepäck in der Pension «St-Louis» und ging in eine der Bars an der vom Land aus gesehen linken Seite des Hafens, bestellte einen Lagavulin und sagte: «Hallo Marseille.»

Ich blieb zwei Wochen. Fuhr in die Calanques, ass im «Petit Port» Bouillabaisse, ich lernte Libanesen kennen, leichte Mädchen und schwerreiche Pariserinnen und mich ein wenig besser. Und jeden Tag lief ich hoch ins Le Panier, das älteste Viertel der Stadt, das damals noch kein Nukleus war für Konzeptbars und Trendshops. In jeder dieser märchenhaften Verwinkelungen dieses schönsten kleinen Kosmos der Welt hoffte ich, ein Fenster zu sehen, auf dem «A louer» stand. Ich hatte so verdammt viel Wind in den Segeln. So viele Worte, wie es Wellen gibt. So viele Träume, wie es Inseln hat.

Kleiner Augenblick der Ewigkeit

Ich sass in der Bar «Treize», es war einer dieser Nachmittage, an denen die Welt mit einem flirtet und alles in so viel Harmonie flirtet, wie es möglich ist. Ich setzte mich draussen hin, bestellte einen Pastis und verschmolz mit der Würze der Welt. Aus dem Lautsprecher drang ein Lied, es war Randy Crawford, «Don't Wanna Be Normal». Ein Lied voll verzweifelter Sehnsucht: «We only have a short time to grab a little glory, I wanna have a good life, not a sad story, to be within the boundaries, seems so formal.»

Es war, so pathetisch das klingen mag, ein kleiner Augenblick der Ewigkeit oder die Ewigkeit als grosser Augenblick. Und ich entschloss mich, nochmals von vorne zu beginnen. Mit dem Jungsein.

Auftritt Oprah Winfrey

Aline Siegenthaler, 27, gestaltet Brillen.
Über eine spricht die ganze Welt.

Seit 2018 arbeite ich als Produktdesignerin bei Götti Switzerland. In der Entwicklungsabteilung beschäftigen wir uns unter anderem mit 3-D-Druck. Der gedruckte Kunststoff ist leicht, hautverträglich und praktisch unzerstörbar – ideal für Brillen. Sven Götti, der CEO der Firma, skizziert seine Wünsche und Ideen und übergibt sie danach an mich und meine Teamkollegen weiter. Wir erstellen eine dreidimensionale Datei. Die komplette Produktion der Brillen findet in Wädenswil statt.

Vor rund zwei Jahren erreichte uns eine Anfrage von Oprah Winfreys Stylistin. Die Talkmasterin habe in Washington, D. C., eine Brille von uns gesehen, hiess es. Zusätzlich zur gewünschten Hornbrille sendeten wir ihr zwei Modelle, die auf einem innovativen und von uns patentierten System beruhen, das nur aus Einzelteilen zusammengesteckt wird. Wir dachten, das sähe mondän aus an ihr, also entwarfen wir zwei Formen speziell für sie. Die Brillen gefielen ihr super, sie bestellte sogar noch weitere in anderen Farben. Im Royal-Interview mit Meghan und Harry, das kürzlich viral ging, entschied sich Oprah, die Brille in Beige zu tragen. Dass die Brille derart auffällt, dass sie um die Welt geht, hätte ich nicht gedacht.

Gestalterischer Freiraum

Ich komme aus einer kreativen Familie: Meine Urgrossmutter war Kunstmalerin, meine Grossmutter Modedesignerin, und meine Mutter ist Innendekorateurin. Als Kind liebte ich Zeichnen und Basteln. Für mich lag es nahe, eine gestalterische Richtung einzuschlagen. Nach der Matur schrieb ich mich für den Vorbereitungskurs an der Zürcher Hochschule der Künste ein. Mich interessierten die Disziplinen des Zeichnens und des Gestaltens im dreidimensionalen Raum, weshalb ich mich fürs Produktdesign entschied.

Nach dem dreijährigen Bachelor an der Hochschule Luzern zog es mich nach Berlin. Im Praktikum lernte ich, hochwertige Ledertaschen und -schuhe zu entwerfen und herzustellen. Noch bevor ich zurückkehrte, wurde ich auf die Brillenmarke Götti aufmerksam. Die Brille als Objekt finde ich unfassbar interessant, sie hat so vielen Anforderungen standzuhalten. Sie ist fast immer medizinisch notwendig, darf auf keinen Fall stören und bietet gestalterischen Freiraum, von modisch dezent bis zu «auffallen um jeden Preis», als stilistisches Statement.

Im Brillendesign geht es um Gefühl und Intuition. Es gilt, dem Trend voraus zu sein, sonst ist man meist zu spät. Bei Götti legen wir Wert auf hohe Qualität, auf ein schlichtes, zeitloses Design. Natürlich darf aber auch das Ausgefallene nicht zu kurz kommen. Beim Entwurf für Oprah liessen wir uns von den Formen inspirieren, die sie sonst trägt, also oft runde Modelle. Die Schwierigkeit bestand darin, dass wir nicht überprüfen konnten, ob ihr steht, was wir kreieren, ob es harmonisch wirkt. Wir mussten



«Unfassbar interessant»: Siegenthaler.

uns an Fotos von ihr orientieren, anhand deren wir die Prototypen abgleichen konnten.

Überrascht, dass sie beim Interview unsere Brille trug, waren wir nicht. Verschiedene Götti-Modelle trug sie bei anderen Interviews – etwa mit Barack Obama, Lady Gaga oder Mariah Carey. Uns erstaunte vielmehr, welche Beachtung der Brille widerfuhr. Nicht nur das Gespräch erhielt viel Aufmerksamkeit, plötzlich sprach die ganze Welt über die Brille. Da realisierte ich, was abging. Natürlich bin ich superstolz, dass ich bei diesem Erfolg meine Finger im Spiel haben durfte. Ich glaube, langsam verstehen meine Familie und meine Freunde auch, was ich den ganzen Tag lang mache. Wenn mich heute jemand nach meinem Beruf fragt, kann ich sagen: «Hast du das Interview mit Meghan und Harry gesehen? Oprahs Brille? So was mache ich.»

Aufgezeichnet von Roman Zeller



THIEL

Staatskunde

Professor: In der heutigen Lektion lernen wir den schlimmsten Feind des Staats kennen. Wer könnte das sein?

Karin: Das Referendum?

Ignazio: Der Föderalismus?

Alain: Die alternativen Medien?

Viola: Die SVP?

Guy: Simonetta?

Simonetta: Der grösste Staatsfeind ist die Freiheit.

Professor: Simonetta brilliert wie immer.

Simonetta: Kriege ich dafür eine Sechs?

Professor: Noch nicht. In Freiheit verludert der Mensch zwar und wird egoistisch, aber sie ist nicht der Staatsfeind Nummer eins.

Ueli: Ist es die Verwaltung?

Professor: Aber nicht doch! Die Verwaltung ist der grösste Freund des Staats. In jedem Staat leben anständige und gesetzestreue Menschen. Sie dienen dem Staat. Deshalb nennt man sie «Staatsdiener». Ein idealer Staat besteht ausschliesslich aus Staatsdienern. Aber da es den idealen Staat nicht gibt, stehen die Staatsdiener einem Verbrechersyndikat gegenüber, welches sich «das Volk» nennt.

Karin: Und was macht das Volk?

Professor: Es nimmt sich, was es will.

Karin: Einfach so?

Professor: Das Volk nennt das «Wirtschaft».

Alain: Das klingt schrecklich!

Viola: Was können wir dagegen tun?

Professor: Eure Präfekturen müssen das Volk und seine Wirtschaft unter staatliche Kontrolle bringen.

Guy: Die Präfekturen?

Ignazio: Er meint die Kantone.

Ueli: Ich dachte, die Kantone sind autonom.

Simonetta: Das müssen wir ändern! Sie dürfen nur noch die Freiheit haben, unsere Anweisungen zu verschärfen.

Professor: Jetzt kriegst du doch noch eine Sechs!

Andreas Thiel

Auf die Pizza folgen Spargeln

Bald frische Spargeln bei www.saisonal.ch im Seefeld in der Stadt Zürich, im Jelmoli und bei Moreira in Küsnacht.

Wir alle haben die Nase voll vom Shutdown, aber ungeimpft wollen wir auch keine Wagnisse eingehen. Also bleibt uns nichts anderes übrig, als weiterhin von Restaurantbesuchen zu träumen und doch irgendwie Abwechslung in den Speiseplan zu bringen: Wir haben diverse Take-aways und *home delivery*-Anbieter ausprobiert. Darunter fanden sich Trouvaillen, aber auch Enttäuschungen. Über die Höhepunkte haben wir berichtet, über die anderen schweigt des Sängers Höflichkeit – um es so altbacken auszudrücken, wie vieles daherkam. Am Schluss erwies sich am ehesten noch die Pizza als sicherer Wert. Also haben wir sie nach Hause getragen, vom Bellevue, von der Migros, vom «Santa Lucia». Oder



wir liessen sie kommen, vom «Dieci» in Küsnacht, von der «Pasta Romagna» in Zürich oder vom «Napulé» in Meilen oder Zürich und vom «Rosengarten» in Zollikerberg. Aus Erfahrung klug, schalteten wir immer den Backofen ein, um den gelieferten Pizzen auf dem heissen Stein im Ofen nochmals frisches Leben einzuhauchen. Der Boden der Pizza vom «Napulé» war so aufgelöst im Saft des Belages, dass wir sie kaum heil aus der Schachtel brachten, nach einem Aufenthalt im Ofen aber war sie wohl die beste. Die Dif-

ferenzierung der Produkte der einzelnen Firmen reicht dennoch nicht für eine Hitparade.

Nun bricht die Saison der Spargeln an. Mit dem Flugzeug aus der Neuen Welt eingeflogen wollten wir sie noch nicht. Aber nun, wo Europas Süden liefert, bereichern sie unsere Speisekarte fast täglich. Wir haben sie nicht nur gern, es gibt auch viele Arten, sie zuzubereiten. Vor allem aber ist sie ein zuverlässiges Hilfsmittel, um allfällige während des Shutdowns angefressene Fettpolster schnell wieder wegzukriegen! Mit dem Universalschäler, die Spargeln – bei Rechtshändern – links auf die Fläche neben dem Spülbecken gelegt, geht das ratzfatz. Im Salzwasser auf den Punkt blanchiert und dann allenfalls kurz gratiniert oder an einer leichten Vinaigrette serviert – ja, es darf auch mal Mayonnaise oder Hollandaise sein: ein Hochgenuss, der jede Figur bis Mitte Juni wieder ins Strandformat bringt.

WEIN/PETER RÜEDI

Mon amour Saint-Amour

Domaines Chermette (Pierre-Marie Chermette): Saint Amour Les Champs-Grillés AOC 2019. 13 %.
Fr. 20.- (Fr. 22.20 für Nichtmitglieder).
Divo, Givisiez. www.divo.ch

Domaines Chermette: Origine. Vieilles Vignes 2018. Beaujolais AOC.
13 %. Fr. 12.80 / Fr. 14.20. Divo

Ich weiss: Ich riskiere, meinen Lesern auf die Nerven zu gehen mit meinem insistente wiederholten Lob des Beaujolais. Inzwischen hat sich zwar selbst unter Gamay-Skeptikern herumgesprochen, dass Beaujolais mehr ist als Beaujolais nouveau, der auf die Schnelle, quasi industriell gefertigte Schüttwein, der jeweils am dritten Sonntag des auf die Ernte folgenden Novembers auf den Markt geschwemmt wird. Gamay ist die Stammsorte des Beaujolais, der Appellation in den Hügeln westlich der Saône zwischen Mâcon und Lyon, also südlich der seit dem Mittelalter auf die vermeintlich nobleren Pinots und Chardonnays eingeschworenen burgundischen Nachbarn. Dass er noch an seiner Meinung festhält, bezweifle ich, aber noch vor ein paar



Jahren meinte eine Kapazität wie «Master of Wine» Philipp Schwander, seiner Kundschaft einen Beaujolais anzubieten, sei «ja fast, als wollte ich jemandem ein Pornoheft andrehen».

Bestätigt werde ich in meiner Vorliebe für den Beaujolais allerdings auch, etwa durch William Kelley, Kritiker bei Robert Parkers «Wine Advocate»: «Für meinen Gaumen zählen einige der hier besprochenen Cuvées zu den feinsten Werten, die im französischen Wein zu finden sind.» Das meint Beaujolais insgesamt, im Besonderen aber die Weine von Pierre-Marie Chermette, der seinen Betrieb im von den renommierten Crus weit entfernten Süden des Beaujolais führt, in Saint-Vérand in den sogenannten Terres Dorées. Freilich hat Chermette, der mit ursprünglich zehn Hektaren Reben begann, seine Domaine de Vissoux

(jetzt trägt sie einfach seinen Namen) auch durch Zukauf von Terrain im Norden auf 42 Hektaren erweitert, in den bekannteren Appellationen Fleurie, Moulin-à-Vent und Saint-Amour. Aus letzterer kommt dieser filigrane, gut strukturierte Wein von der Lage Les Champs-Grillés: mit weichen Tanninen eine warme Herzensangelegenheit und gleichzeitig ein cooles Vergnügen mit seiner strahlenden, aber nicht aufdringlichen jugendlichen Frische. Erdbeeren, Orangenschalen, rote Kirschen und Blütendüfte (Rosen zumal, eine Spur Veilchen); aber auch ein Wein, dem trotz seinem mittleren Körperbau ein gutes Alter vorauszusagen ist. Ein grosses, tröstendes Trinkvergnügen schon jetzt, aber durchaus auch ein Versprechen für kommende Zeiten. Kein Wein, der uns grüblerische Interpretationskünste abverlangt. Er trägt sein Herz auf der Zunge und ist dennoch weit entfernt von ranschmeisserischer Banalität.

(Übrigens: Auch die Weine aus Chermettes südlichen Stammlanden, den Terres Dorées, sind spannender, als ihr Preis vermuten lässt. Zumal die aus alten, zum Teil sehr alten Trauben.)

Überhöhtes Niveau

Braucht es die 650 PS aus dem Porsche Turbo S?
Oder reichen womöglich 580 PS im Turbo Cabrio?



Kürzlich unterhielt ich mich mit einem befreundeten Autokenner sozusagen weit über unserem gemeinsamen (ökonomischen) Niveau. Er fand, der Porsche Turbo sei letztlich in Bezug auf das Preis-Leistungs-Verhältnis die bessere Wahl als der Turbo S. Ich hatte kürzlich geschrieben, der noch etwas potentere Turbo S sei eines der besten Autos überhaupt. Mein Autofreund argumentierte, der Turbo biete für knapp 50 000 Franken weniger eigentlich ausreichend viel Kraft und Freude.

Die Pointe dieser Diskussion ist bloss, dass weder er noch ich uns zurzeit die Frage stellen müssen, ob es denn ein Turbo (ab 227 200 Franken) oder ein Turbo S (ab 271 600 Franken) sein soll, beide Elfer lassen sich zu unserem beider Nachteil nicht mit den herrschenden Einkommensverhältnissen im Geschäft mit Texten vereinen.

Das Schicksal meinte es dennoch gut mit mir. Kurz darauf wurde es mir ermöglicht, den neuen Porsche Turbo als Cabriolet probierhalber zu fahren, um das davor geführte Fachgespräch praktisch nachvollziehen zu können. Bei dem vorab lancierten Turbo S setzte Porsche mit 650 PS und 800 Nm eine Marke, so prägnant wie die Pauken und Trompeten in der Neunten Sinfonie von Ludwig van Beethoven, welche die Ode «An die Freude» ankündigen.

Nun folgt der Turbo, der noch 580 PS und 750 Nm leistet, was immer noch so viel Leistung ist, dass man im Blindtest wohl nur schwer einen durchschlagenden Unterschied feststellen würde – abgesehen davon, dass man

einen Turbo oder Turbo S eher mit weitaufgerissenen als mit geschlossenen Augen fahren würde. Beim Sprint von 0 auf 100 km/h ist der Turbo S nur eine Zehntelsekunde schneller, das ist zwar beim Auto-Quartett oder im Fachgespräch unter Freunden relevant, aber nicht im Alltag der meisten Menschen.

Mein Testwagen war zusätzlich zu einigen anderen optionalen Feinheiten mit der Wankstabilisierung Porsche Dynamic Chassis Control Sport (PDCC) ausgestattet. Sie kostet beim Turbo 3910 Franken Aufpreis, ist beim Turbo S aber inbegriffen. Die zusätzlichen aktiv verstellbaren Stabilisatoren sorgen für besseres Einlenkverhalten, gleichen einseitige Unebenheiten der Fahrbahn aus und verstärken das Gefühl, das einem die meisten modernen Porsches gerne vermitteln. Es ist ein wenig, als würde einem das Auto sagen: «Diese Kurve schaffen wir ganz sicher auch mit 150 km/h.»

Am Ende ist die Entscheidung bei der Diskussion zum Thema «Turbo oder Turbo S?» eine semantische Frage oder vielleicht auch eher eine des Prestige. Der Turbo Cabriolet ist ideal, wenn man alles in einem haben möchte: Leistung, Fahrspass, Sicherheit, Alltagsnutzen und einen Platz an der Sonne.

Porsche Turbo Cabriolet

Motor/Antrieb: 6-Zylinder-Boxermotor mit Biturbo/Allrad/8-Gang-Doppelkupplungsgetriebe PDK; Hubraum: 3745 ccm; Leistung: 580 PS / 427 kW; max. Drehmoment: 750 Nm bei 2250 – 4500 U/min; Beschleunigung 0 – 100 km/h: 2,9 sec; Höchstgeschwindigkeit: 320 km/h; Verbrauch (NEFZ): 11,3 l/100 km/h; Preis: Fr. 244 100.–



OBJEKT DER WOCHE

Wie das Heissgetränk trinkwarm bleibt

Tassenwärmer
mit USB-Anschluss
Online für Fr. 16.90 erhältlich

Es soll Leute geben, die auf dieser Mini-Heizplatte zur Not schon mal ein Spiegelei oder zumindest Teile davon gebraten haben. Ihr eigentlicher Zweck ist es aber, Ihren Kaffee, Ihren Tee oder Ihr schnelles Süppchen vor dem frühzeitigen Abkühlen zu bewahren.

Der Tassenwärmer hat den Vorteil, dass er über eine USB-Verbindung funktioniert. Man braucht also kein Netzkabel, um ihn auf die Betriebstemperatur von maximal 80 Grad zu treiben.

Mit dem PC oder dem Laptop verbunden, bleibt das Heissgetränk trinkwarm, auch wenn man sich oder die Tasse vor lauter Arbeit mal eine Stunde vergisst oder im Home-Office sonst wie abgelenkt ist. Das praktische Gadget aus Kunststoff hat einen Durchmesser von 105 Millimeter, ist 17 Millimeter hoch und wird mit einem 90 Zentimeter langen USB-Kabel geliefert.

Wenn Sie Ihren Kaffee richtig heiss bleibend wollen, verwenden Sie idealerweise ein Gefäss mit ganz flachem Boden, damit ein flächendeckender Kontakt zur wärmenden E-Herd-Platte gewährleistet ist. Wer keine solche Tasse besitzt, versucht es am besten mit einem Glas. In dieser Form servieren die Italiener ja auch ihren Latte Macchiato.

Erhältlich ist das abgebildete Modell bei apfelkiste.ch.

Benjamin Bögli

Neue Höflichkeit

Im Öffentlichen verlassen wir das Private, schlüpfen in die Rolle des Citoyens und spielen ein Theater vor den Augen eines unsichtbaren Dritten, das in einem «Raum des Als-ob», wie es der Philosoph Robert Pfaller sagt, aufgeführt wird. Dies nennt man «zivilisiert». Jean-Paul Sartre sah im Spielen von Rollen einen Konformitätsdruck, der zur Aufgabe der Freiheit führt. Kant hingegen sah im Mimen von Höflichkeiten Gesten, die vom Anderen zwar nicht geglaubt werden, die Einstellung zueinander aber positiv prägen. Die Gesten der Höflichkeit wurden 2020 weggefegt, der Händedruck etwa liegt ausserhalb des Cordon sanitaire. Es gehört gewiss nicht zum Inventar der Gepflogenheiten, Anderen zu signalisieren, dass sie potenziell gefährlich sind. Bieten Sie Ihrem Gegenüber einfach Ihr Desinfektionsmittel an, bevor Sie sich nach getaner Transaktion im Zug, an der Sitzung oder dann wieder im Café Ihre Hände selbst desinfizieren. Sie werden sehen, das Angebot wird kaum angenommen. Verbindend wirkt es aber allemal.

David Schärer ist Werber und Mitgründer der Agentur Rod Kommunikation.



Bieten Sie Ihrem Gegenüber einfach Ihr Desinfektionsmittel an.

FRAGEN SIE DR. M./DER EXPERTE FÜR ALLE LEBENSLAGEN

Lieber Dr. M., ein Freund von mir tut sich während der Corona-Krise besonders schwer. In seinem Geschäft brachen die Einnahmen fast komplett ein. Er aber arbeitet viel mehr, da viele Mitarbeiter auf Kurzarbeit sind. Er schuftet praktisch rund um die Uhr, ohne dass er mehr Lob oder Geld bekommt. Kann er jetzt, in dieser unternehmerisch rauen Zeit, mehr Lohn fordern? Wie lautet Ihr Rat? P. M., Schwerzenbach

Sie schreiben, dass Ihr Freund «in seinem Geschäft» als Folge der Corona-Krise besondere Probleme habe. Was heisst das, in «seinem» Geschäft? Ist er der Eigentümer und der Chef dieses Unternehmens, also der Unternehmer selbst? Dann ist Ihre Frage schnell beantwortet. Ein Unternehmer trägt das volle Risiko und hat auch den vollen Erfolg. So, wie Sie das schildern, muss er jetzt alles geben, um das Unternehmen über die



Runden zu bringen. Als Eigentümer mehr Lohn zu fordern, ist sehr kontraproduktiv. In einer solchen Zeit muss der Unternehmer sogar ohne Lohn arbeiten, denn es geht um die Rettung seines Unternehmens.

Anders sieht es aus, wenn das nicht sein eigenes Geschäft ist, sondern nur das Geschäft, in dem er arbeitet. Und er – was ein gutes Zeichen wäre – von «meinem Geschäft» redet. In dieser schweren Zeit ist es selbstverständlich, dass alle Mitarbeiter mehr arbeiten

und leisten, und zwar ohne mehr Geld zu bekommen. Wenn Sie fragen, ob ein solcher Mitarbeiter in dieser unternehmerisch rauen Zeit mehr Lohn fordern könne, so ist die Frage auch schnell beantwortet: Fordern können Sie immer, aber der Unternehmer wird Ihnen wohl nein sagen, und Sie machen einen relativ schlechten Eindruck, weil Sie die Sorge und Not des Geschäfts übersehen. Ich würde damit zuwarten, bis die Firma wieder floriert. Und das könnte in absehbarer Zeit sehr wohl der Fall sein.

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an drm@weltwoche.ch.

Oder schreiben Sie an Redaktion Weltwoche, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.

Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Arno Del Curto

Der frühere Rekord-Eishockeytrainer des HC Davos wechselt das Metier. In Arosa baut er das legendäre «Posthotel» wieder auf.

Die Verabredung zum Mittagessen mit Arno Del Curto ist ein ambitioniertes Projekt – auch in diesen Tagen, wenn der 64-jährige St. Moritzer eigentlich seinen Ruhestand geniessen könnte. «Ich habe eine Sitzung nach der anderen. Und wenn's am Wochenende schön wird, verreise ich für ein, zwei Tage.» Das Wetter bleibt wechselhaft, aber der verabredete Take-away-Lunch am «Sternen-Grill» in Zürich ist so unsicher wie die Play-off-Qualifikation des SC Bern. Denn was früher galt, ist auch heute noch so: Arno ist meistens da, wenn man ihn nicht erwartet; will man aber einen Interviewtermin vereinbaren, schwebt der erfolgreichste Schweizer Eishockeytrainer irgendwo im Orbit. Es scheint derzeit einfacher, Queen Elizabeth und den Kaiser von Japan an einen Tisch mit Meghan und Harry zu bringen, als Arno Del Curto persönlich zu treffen.

Und trotzdem klappt es irgendwie. Nach zwei Absagen und drei Verschiebungen verspeisen wir am Bellevue die bekannteste Bratwurst ausserhalb St. Gallens in zwei Metern Sicherheitsabstand und unter Einhaltung aller Hygienemassnahmen – epidemiologisch unbedenklich, aber mit Senf. Die Neuigkeiten, die Del Curto überbringt, sind entsprechend scharf. Sie besitzen das Potenzial für eine grosse Saga oder mindestens für eine kleine Soap-Opera: Arno Del Curto, der ewige Meistertrainer des HC Davos, wird Hotel-Unternehmer – und das nicht irgendwo, sondern in Arosa, dem quasi historischen Erzrivalen seines Stammklubs.

«Im normalen Leben»

Del Curto will dem legendären «Posthotel» an der Oberseepromenade neues Leben einhauchen. Im Dezember 2016 bei einem Brand vollständig zerstört, hat das bekannte Gasthaus eine grosse Lücke im Ortsbild hinterlassen. Nun wird diese geschlossen. Schon bald sollen die Bagger auffahren – geht alles nach Plan, steht 2023 am See das neue «Posthotel». Zum Zeitpunkt der Lancierung sagt Del Curto: «Eine Krise bietet immer auch Chancen. Und die wollen wir nutzen.»

Der Mann hat wieder Lebensgeist und Motivation getankt. Nach seinem jähen Ende in Davos und dem glücklosen Engagement bei den ZSC Lions ist das Kapitel Eishockey für ihn abgeschlossen – «endgültig, unwiderrufflich, für immer», wie der sechsfache Schweizer Meister mit Bestimmtheit sagt. Stattdessen arbeitet er mit der Bestseller-Autorin Franziska K. Müller an einem Buch, das seine persönliche Geschich-



«Arosa ist wunderschön!»: Del Curto.

te «auf pointierte Weise» aufarbeitet. Und daneben ist Del Curto zusammen mit dem Unternehmer Danko Baschura an einem Start-up beteiligt, das Glasabfall zu hochwertigem Baumaterial (Dämmbeton) recycelt und die Abfallberge reduzieren sowie den Müll zu Gebäuden, Strassen und Lifestyle-Produkten veredeln soll: «Vielleicht können wir damit zu einem bewussteren Lebensstil beitragen.»

Der Zuhörer staunt – und verschluckt sich fast an der Bratwurst. Aber Del Curto entkräftet alle Zweifel: «Ich war vor meiner Trainer-

karriere im normalen Leben tätig – und bin es jetzt wieder. Der Kreis schliesst sich.» Del Curto geht seine neuen Aufgaben mit demselben Engagement an, wie er einst an der Bande gestanden hatte. Vor allem wenn er vom Projekt in Arosa erzählt, gerät er ins Schwärmen: «Das neue «Posthotel» wird aus dreissig bewirtschafteten Hotelsuiten mit je dreieinhalb Zimmern, einem grossen Spa und einem exklusiven Gastro-Bereich bestehen.» Und überhaupt: «Arosa ist wunderschön!»

Das wirtschaftliche Fundament verspricht mehr als halbe Sachen. Senior-Partner von Del Curto ist Marcel Niederer, mit dem EHC Biel einst selber zweimal Meister und später als Sponsor der Tennisspielerin Belinda Bencic einer der wichtigsten Sportförderer des Landes. Nun tut er sich mit seinem alten Sportkollegen zu einem kongenialen Duo zusammen – mit klarer Rollenverteilung: Del Curto steht als Gesicht im Schaufenster und bringt sein Netzwerk ins Projekt ein; Niederer managt das Bauprojekt.

Duelle auf dem Golfplatz

Der Relaunch des «Posthotels» ist eine Story von historischen Dimensionen. Die Geschichte des Hauses geht bis ins Jahr 1928 zurück. Damals wurde auf Initiative der PTT beim Bahnhof das topmoderne Hotel errichtet – unter anderem, um darin eine geografisch gutgelegene neue Poststelle unterzubringen. Mit rund sechs Jahren Unterbruch soll diese Tradition wieder aufleben. Und eine bessere Besetzung als Arno Del Curto als Frontfigur kann man sich nicht vorstellen. Denn mit alten Arosen Rivalen wie Guido Brun, Pietro Cunti, Beni Neiningen oder Guido und Markus Lindemann verbindet ihn mittlerweile eine enge Freundschaft, die auch durch harte Duelle auf dem Golfplatz nicht gefährdet wird. Und als Sportsmann weiss er aus erster Hand, wie man nach Niederlagen aufsteht und einen Phönix aus der Asche wieder zum Fliegen bringt.

Thomas Renggli

Die diskrete Macht der Frauen

Mit ihrem Weltbestseller «Der dressierte Mann» stellte Esther Vilar vor fünfzig Jahren die Emanzipation auf den Kopf. Was ist davon geblieben?

Alex Baur

Im Zürcher Museum für Gestaltung hängt ein Plakat aus dem Jahr 1946, das als Ikone für den Kampf gegen das Frauenstimmrecht in der Schweiz steht. Es zeigte einen Teppichklopfer, kommentarlos.

Für junge Semester scheint die Sache klar: Der Teppichklopfer steht als Symbol für die Frau, die sich gefälligst auf den Haushalt beschränken soll. Für ältere Generationen hat der Teppichklopfer eine andere Konnotation. Er war das Instrument, mit dem die Mütter den Nachwuchs züchtigten. Die Message für sie lautete: Hütet euch vor den Gouvernanten! Sie sind streng und unerbittlich.

Das Frauenstimmrecht war in der Schweiz seit dem 19. Jahrhundert, also früher als in manchen Ländern, immer wieder ein Thema. Zuerst standen liberale Kreise dafür ein, nach dem Ersten Weltkrieg wurde es zu einer zentralen Forderung der Sozialisten. Trotzdem (oder vielleicht auch deswegen) dauerte es bis 1971, bis die Schweizer Männer ihren Frauen auf nationaler Ebene das Stimm- und Wahlrecht einräumten. Mehrere Anläufe waren zuvor an der Urne gescheitert.

Stimmrecht als eine Art Familiensache

Das war bereits damals, vor fünfzig Jahren, ein Anachronismus. Indien, immerhin die grösste Demokratie der Welt, wurde seit 1966 von Indira Gandhi regiert; in Sri Lanka herrschte Sirimavo Bandaranaike nach ihrer Wiederwahl (1970) mit eiserner Faust; in Israel hatte Golda Meir, die langjährige Aussenministerin (1956–1965), seit 1969 als Ministerpräsidentin die Zügel fest im Griff. In Grossbritannien bereitete Bildungsministerin (1970–1974) Margareth Thatcher gerade eine konservative Revolution vor. Sie alle waren notabene keine Alibi- oder gar Quotenfrauen, sondern knallharte Macherinnen.

Dass die Hälfte der Bevölkerung ausgerechnet in einem Land, das auf seine radikaldemokratische Tradition so stolz ist, derart lange vom demokratischen Prozess ausgeschlossen war, lag kurioserweise gerade an der direkten Demokratie. Wäre es nach den politischen Parteien und der Landesregierung gegangen, wäre in der Schweiz das Frauenstimmrecht wohl

schon 1946, sicher aber 1959 eingeführt worden. Beide Kammern des Parlaments unterstützten damals mit einem satten Zweidrittelmehr das allgemeine Frauenstimmrecht. Doch das männliche Wahlvolk, mit tatkräftiger Unterstützung vieler Frauen, machte der Politik mit einem ebenso wuchtigen Nein einen Strich durch die Rechnung.

Die gängige Erklärung, nach der die Männer nicht freiwillig ihre Ämter und ihre Macht mit den Frauen teilen wollten, greift also offensichtlich zu kurz. Die Machthaber waren dazu längst bereit. Es war das Schweizer Volk, das nicht von Frauen regiert werden wollte. Dass sich die traditionelle Familie mit ihren geteilten Geschlechterrollen in der von den Weltkriegen verschonten Schweiz länger halten konnte als anderswo, mag mit ein Grund gewesen sein. Aber sicher nicht der einzige.

Zu den Eigenheiten der Schweiz gehört auch, dass es kein echtes Stimmgeheimnis gibt. Stimmzettel werden zu Hause am Stubentisch ausgefüllt. Bei der Landsgemeinde oder der Gemeindeversammlung, bei denen per Handerheben entschieden wird, weiss ohnehin jeder, wie der andere abgestimmt hat. Das blieb auch den Frauen nicht verborgen. Sie konnten ihre Männer zumindest zur Rede stellen, wenn sie mit ihnen nicht einverstanden waren. Das mag dazu beigetragen haben, dass die aus heutiger Sicht eklatante Ungleichbehandlung so lange hingenommen wurde. Das Stimmrecht galt als eine Art Familiensache. Das Recht stand aber dis-

kussionslos auf der Seite der Männer, und die Frauen waren vor allem auch von politischen Ämtern ausgeschlossen.

In den 1960er Jahren erlebte das Women's Liberation Movement in den USA eine ungeahnte Blüte. Gegen Ende der Dekade schwappte diese feministische Bewegung, die in vielem radikaler war als der heutige feministische Mainstream, nach Europa über. Die anhaltende Hochkonjunktur, eine rasante Verbreiterung der Mittelschicht, aber auch moderne Haushaltsgeräte und nicht zuletzt die Familienplanung dank der Pille hatten die klassische Hausfrau zusehends überflüssig gemacht. Die Frauen waren in der boomenden Wirtschaft als Arbeitskräfte gefragt. Insofern war es folgerichtig, dass sie als gleichberechtigte Partnerinnen in die politischen Prozesse eingebunden wurden.

Dressurmittel Sex

Es war der Höhepunkt des Kalten Krieges, der eine Renaissance marxistischer Lehren und mit ihnen die 68er Bewegung hervorgebracht hatte. Alle Machtverhältnisse wurden radikal in Frage gestellt, neue soziale Modelle propagiert. Während in Prag die Sowjetpanzer einrollten, rannten im Westen die Studenten mit dem «roten Büchlein» von Mao Zedong unter dem Arm durch die Strassen und liessen den grossen Vorsitzenden Ho Chi Minh hochleben. Ein kleiner Teil der nach kurzer Zeit gescheiterten Bewegung glitt in den bewaffneten Untergrund ab, während sich der Hauptharst zum «Marsch durch die Institutionen» aufmachte, um das System von innen heraus aufzurollen.

In dieser Aufbruchstimmung taucht 1971 die bis dahin unbekannte Argentinierin Esther Vilar auf und stellt mit einem Pamphlet alles auf den Kopf: «Der dressierte Mann». Das Klageglied von der unterdrückten Frau sei ein plummes Ablenkungsmanöver, behauptet Vilar. In Wahrheit lägen die Machtverhältnisse andersherum: Es sind die Frauen, die ihre Männer an der Nase herumführen wie Tanzbären; ihre Dressurmittel sind der Sex und der Nachwuchs; Ehefrauen sind in Wahrheit überbezahlte Prostituierte, die ihre Männer für sich schuffen





Ihr Geschlecht empfand sie nie als Hindernis: Autorin Vilar.

und politisieren lassen; dabei verblödeten sie in ihren automatisierten Haushaltungen zusehends. Wenn man in Politik und Wirtschaft kaum Frauen fand, so Vilar, dann nicht, weil man ihnen dort keinen Zutritt gewährte, sondern weil sie dafür zu bequem waren, zu faul.

Vilars Umkehr der feministischen Opferlehre war schon damals eine ungeheuerliche Provokation. Allerdings konnte man den «Dressierten Mann» auch als radikal-emanzipatorischen Aufruf deuten. Und das war er auch. Vilar wollte die Frauen nicht zurück an den Herd schicken, im Gegenteil. Sie forderte diese vielmehr auf, sich aus der Opferhaltung zu verabschieden und Verantwortung zu übernehmen. Die Männer ihrerseits sollten von der Rolle als fremdbestimmte Ernährer befreit und bei der Kinderbetreuung als gleichberechtigte Partner eingebunden werden.

Weil die Frauen gemäss Vilars These in der Partnerschaft am längeren Hebel sassen, lag es primär an ihnen, die Dinge zu ändern. Sie hatten es in der Hand, wenn sie nur wollten. Sie waren sogar in der Mehrheit. Warum sollten sie warten, bis ein Gentleman ihnen den Vortritt liess? «Woman's Lib» war aus ihrer Sicht ein Hindernis auf dem Weg zur Emanzipation, eine raffinierte Mogelpackung, die von den wahren Machtverhältnissen ablenkte und die Privilegien der Frau zementierte.

War Vilar nun eine Antifeministin – oder vielmehr eine Superfeministin? Die einschlägige Szene reagierte zunächst irritiert, lehnte Vilar aber bald schroff ab. Das wurde besonders deutlich in einem legendären TV-Duell in der ARD zwischen Esther Vilar und Alice Schwarzer. Letztere wurde dank diesem Rencontre 1975 einer breiten Öffentlichkeit erst bekannt, wie sie in ihrer Autobiografie einräumt. Vilar war zu diesem Zeitpunkt längst eine Berühmtheit, obwohl das kulturelle Establishment sie mehrheitlich zu ignorieren versuchte. Doch offensichtlich hatte sie einen Nerv getroffen.

Gewalttätige Angriffe

«Der dressierte Mann», übersetzt in über dreissig Sprachen, erreichte auch im englischen und spanischen Sprachraum Millionenaufgaben. Während Vilars Thesen in nördlichen Breiten erbitterte Kontroversen provozierten, nahmen es die Lateiner eher gelassen. In Spanien und noch mehr in Lateinamerika ist der Macho, der in Wahrheit nichts mehr fürchtet auf der Welt als seine Ehefrau, ein geradezu folkloristisches Motiv. In ihrer Heimat Argentinien fiel Vilar durch ihre messerscharfen Formulierungen auf, weniger durch die Botschaft.

Über die Herkunft und den Werdegang der Frau, die sich hinter dem Pseudonym Esther Vilar versteckt, war bislang so gut wie nichts

bekannt. Die soeben erschienene Vilar-Biografie beleuchtet ihr literarisches Schaffen aus einer neuen Perspektive. Als Tochter von deutschen Emigranten war sie in prekären Verhältnissen aufgewachsen und hatte in Buenos Aires Medizin studiert. Ihr Geschlecht empfand sie bei ihrer Karriere nie als Hindernis, im Gegenteil. Sie fühlte sich privilegiert, erst recht, als sie Anfang der 1960er Jahre nach Deutschland übersiedelte und Mutter wurde.

Als «Der dressierte Mann» 1971 erschien, hatte die Schweiz eben das Frauenstimmrecht eingeführt. Das Pamphlet fiel hier auf einen besonders fruchtbaren Boden und hielt sich monatelang in den Bestsellerlisten. Aussergewöhnlich war vor allem auch, dass Vilar in der Schweiz von der etablierten Kulturszene mit offenen Armen empfangen wurde. Schriftsteller wie Max Frisch, Niklaus Meienberg und vor allem Friedrich Dürrenmatt nahmen sie in ihre Kreise auf.

Als sich gewalttätige Angriffe gegen ihre Person in Deutschland häuften, zog Vilar 1978 nach Zürich, wo sie ihren späteren Lebenspartner Jürg Federspiel kennenlernte. Hier feierte sie 1984 ihren grössten Erfolg als Dramaturgin mit der «Antrittsrede der amerikanischen Pöpstin». Das Stück dreht sich um die Freiheit, die zwar viele ersehnen, im Grunde aber fürchten wie der Teufel das Weihwasser, weil Freiheit eine Bürde ist. Denn wer selber entscheidet, nimmt stets auch die Verantwortung auf sich, das Risiko des Scheiterns. Das Thema führt wie ein Leitmotiv durch Vilars Lebenswerk und letztlich auch durch den «Dressierten Mann».

Dürrenmatts Prophezeiung

Würde man den Erfolg an öffentlichen Ehrungen und Auszeichnungen messen, ist die Bilanz nach fünfzig Jahren klar: Alice Schwarzer hat den Kampf der Geschlechter im gefühlten Verhältnis zwanzig zu null gewonnen. Die These von der systematisch unterdrückten und von einer Männerwelt diskriminierten Frau hat sich längst zur Doktrin verfestigt. Vom dressierten Mann redet heute kaum noch einer. Doch man sollte die veröffentlichte nicht mit der öffentlichen Meinung verwechseln.

Friedrich Dürrenmatt hatte Vilar prophezeit, dass die Biologie ihr recht geben werde. Schaut man sich im Alltag um, scheint das Verhältnis zwischen den Geschlechtern doch weit entspannter, als uns die Gender-Gelehrten täglich vorbeten. Dass Frauen und Männer den Broterwerb und die Betreuung von Kindern unter sich aufteilen, wie Vilar einst gefordert hat, ist in den Industrieländern weitgehend zum Normalfall geworden. Doch die Menschen haben sich deswegen nicht wirklich verändert. Die Männer mögen grosse Töne spucken, die Frauen sagen ihnen am Ende des Tages, wo's langgeht.

Alex Baur: Unerhört – Esther Vilar und der dressierte Mann. Verlag Elster & Salis. 144 S., Fr. 25.90

Meghans Oprah-Show

Familiäre Probleme klärt man familiär.



Eigentlich wollte ich mich nicht zu Meghan Markle äussern. Ich war nicht dabei – was, ausser Spekulation, soll ich also sagen? Damals, vor ihrer Hochzeit mit Harry, hatte ich geschrieben, dass sie dem britischen Königshaus, das ja vom Wohlwollen des Volkes abhängig ist, zweifellos guttun werde. Sie sei ein wunderbares Beispiel dafür, dass eine Frau trotz Hürden mit Einsatz und Durchsetzungsvermögen ihre Ziele – vor Harry war sie ein TV-Star – erreichen kann. Die Klatschpresse werde bei jedem ihrer Schritte ein übertriebenes Theater machen und ihr Verhalten für die Welt kritisch, auch frostig protokollieren, und sie werde es tapfer wegstecken.

Es kam ein bisschen anders. Meghan, die Yoga liebt und Veganerin ist sowie Kalligrafin und Feministin und sich schon als Elfjährige an Sexismus störte, wird als kluge Frau die Entscheidung, ihr selbstbestimmtes Leben einzutauschen gegen ein vom Hofprotokoll bestimmtes Dasein, umfassend überdacht haben. Auch die Rolle der Presse. Genauso das Interview mit Oprah Winfrey. Darin entschied sie sich, ihre schlechten Erfahrungen mit der Schwiegerfamilie mit einem Fünfzig-Millionen-Publikum zu teilen.

Wenn eine weltberühmte, sehr vermögende Herzogin, eine Hollywoodproduzentin mit Netflix-Vertrag, einem Luxusanwesen nahe Malibu, Privatjet-Reisen, eine Freundin der Superstars, jemand, der im Top-1-Prozent des Privilegien-Rankings residiert, wenn also diese Person im Designergarten einer Milliardärin über empfundene Unterdrückung, Ausgrenzung und Belastung spricht, fragt man sich schon, wie diese Konstellation bei tatsächlich unterdrückten und marginalisierten Menschen wohl ankommt.

Während der Zeit im Königshaus habe sie psychische Probleme entwickelt, auch Suizid-Gedanken. Bei einem Gespräch während ihrer

Schwangerschaft habe ein Familienmitglied «Bedenken» geäussert, was die Hautfarbe ihres Sohnes Archie betraf. Den Namen nannte sie nicht, deutete aber an, dass es bei den Royals Rassismus gebe. Sie erwähnte auch ein Gespräch mit Kate Middleton vor zwei Jahren. Kate sei wegen der Blumenkleider der Mädchen genervt gewesen, das habe Meghan zum Weinen gebracht, es habe ihre «Gefühle wirklich verletzt».

Ja, auch ein königliches Leben ist zweifellos nicht immer einfach. Die Presse kann erbarmungslos sein, das ganze Geld und die Annehmlichkeiten können das nicht wegwinke. Kränkungen kann man auch als Royal erfahren, man kann Rassismus erleben, psychisch angeschlagen sein – und das sollte man immer ernst nehmen. Viele dankten Meghan für ihren Mut, die für sie bedrückenden Umstände zur Sprache gebracht zu haben.

Ob ihre Anschuldigungen gegen das Königshaus stimmen? Keine Ahnung. Die *Daily Mail* hat viele widersprüchliche Aussagen aufgedeckt, einige ihrer Äusserungen durch Beweise widerlegt. Aber eigentlich spielt es gar keine Rolle, ob die Vorwürfe wahr sind oder nicht. Wir leben in einer Zeit, in der Beweise nicht so wichtig, dafür subjektive Empfindungen absolut zentral sind und man einer Opfererzählung bedingungslos glauben sollte. Ob eine Bemerkung tatsächlich aus rassistischen Motiven geäussert wurde oder vielleicht aus Neugier, ohne böse Absicht: völlig egal. Für viele zählt nur, was Meghan empfindet.

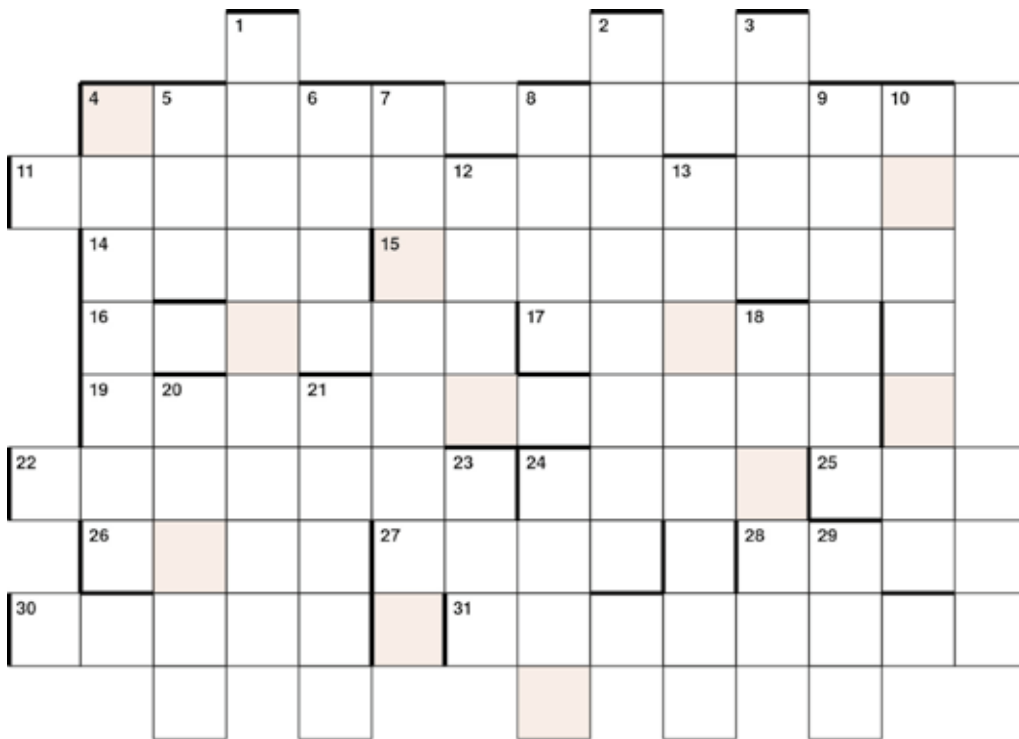
Gemäss dieser Logik sollte man aber auch den ehemaligen Palastangestellten vorbehaltlos Glauben schenken. Mehrere Personen geben an, von Meghan gemobbt worden zu sein. Laut der *Times* war ihr Verhalten für zwei ihrer persönlichen Assistenten so belastend,

dass sie das Königshaus 2018 verlassen haben. Der Buckingham-Palast hat wegen der Vorwürfe eine Untersuchung eingeleitet. Wenn geringverdienende Angestellte Mobbing-Vorwürfe gegen eine royale Multimillionärin erheben, sollte man da nicht eher zuhören?

Probleme gibt es in jeder Familie, und man fährt immer gut, sie familiär zu klären. Das gilt für uns Normalsterbliche, noch viel mehr aber für jene, die in ein Königshaus einheiraten; es ist Teil des Deals, auf den sich Meghan bewusst eingelassen hat. Wenn es nicht funktioniert, macht man bei Oprah keine Soap-Opera daraus, streut keine schweren Vorwürfe, die man nicht beweisen kann oder möchte – und sei es auch nur aus Respekt gegenüber der 94-jährigen Schwieger-Oma, dieser Burg der Würde, die ihr langes Leben dem Volk gewidmet hat. Aber wenn Millionenverträge, Talkshows und Applaus winken, ist die Verlockung vielleicht zu gross.

Das Interessanteste an der Royal-Soap ist nicht Meghan, sondern der Eklat um den britischen Starmoderator Piers Morgan. In seiner TV-Show «Good Morning Britain» sagte er, dass er Meghans Behauptungen nicht glaube. Dafür gab's grosse Zustimmung, aber auch viele Beschwerden an den Sender ITV, darunter eine offizielle von Meghan Markle. Die TV-Anstalt erklärte eilig, man nehme psychische Probleme sehr ernst; von Morgan forderte man offenbar, dass er sich für seine Äusserung entschuldige. Das tat er nicht, stattdessen kündigte er seinen Job und erklärte: «Freedom of speech is a hill I'm happy to die on.» Meinungsfreiheit bedeute ihm alles, egal, zu welchen Kosten.

Folgen Sie unserer Autorin auf Twitter @TamaraWernli



Lösungswort — Damit beginnt die Fixerkarriere.

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — **4** Die listigen Zivilisten, die das Licht einfingen, um es in ihr neues Rathaus zu bringen. **11** Womit solche, welche Schmerzen mehr verschmerzen als verkraften, die Umwelt belasten. **14** Diese Teile – oft sehen sie Sichter nur als Lichter – sind Teil der Wahrheit, die irgendwo da draussen ist. **15** Ein Valle südlich vom Vallese. **16** Das hatte der satte Trapattoni nach seiner legendären Pressekonferenz. **17** Ein von Anliegen angetriebenes demonstratives Hocken, immer wieder gerne auch mit operativem Blocken. **19** Dabei bewegt sich einer, indem er abwechselungsweise zwei bewegt. **22** Kurze Hose, Holzgewehr mit ohne Achtung. **24** Wer darauf kommt, kommt dahinter. **25** Kräht aufgeregt, wem ein Licht aufgeht. **26** Du, dasch aber nid grad viul! **27** Solche Kleider trug ein eitler Märchenkaiser ohne Kleider. **28** Ist, wo ein ear ein Ohr, passenderweise auch ein Öhr. **30** Das war ein Hundertstel von einhundert Aurar, als die vor ein paar Jahren noch waren. **31** Iron Mike hielt Holyfields wohl für Blumenkohl.

Senkrecht — **1** Gibt einem zu verstehen: Vom zweiten Halogen ist keine Spur zu sehen. **2** Nicht gebaut, sondern geboren werden diese Traktoren. **3** Bereit? Ouil! **4** Wodurch sich stummer Kummer zwischendurch einen *Hauch* von Gehör verschafft. **5** Der Fr. der SNB bei der ISO. **6** Was einer, der beruflich vergnüglich doof tat, vermutlich an einem englischen Hof tat. **7** Die Techtelmechtel im Anissilo. **8** Jeder kriegt nur einen ins Gras und das war's. **9** Eine Italofrau, der mit ihrem Gesang über Italomänner ein Welthit gelang. **10** Schätzungsweise eine Lösung der folgenden Gleichung nach y: x-mal = y Male. **12** Wenn's im Königreich des Regens in Strömen regnet, regnet's unter anderem solche. **13** Kein Schlauch im Bauch, ein Pult mit Stuhl der alten Schul(e). **18** Nach von und seit seit Adams Zeit. **20** Sie sorgte aus Versehen auf der Reise zu den Sternen für Tribble-Trouble. **21** Dieser fanatische Fan macht als Vorsatz im Einsatz das Violetts unsicht- und den Schall unhörbar. **23** Der bekannteste Bach aus Eisenach hiess Joh. und so. **24** Mindestens ein Paar Paa-re. **29** Das kommt vielerorts, etwa gegen den Kropf, gleich mit dem Kochsalz in den Topf.

I=J=Y © Andri Martinelli – Rätsel-factory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 708



Waagrecht — **5** SCHUHLOEFFEL **11** SCHEITERHAUFEN **14** HIPNOSE **15** AVENT: franz. Advent **16** SWEATER: engl. auch Schwitzer **18** POSE **19** STELEN: mit l stellen, mit h stehen **20** RIRE: franz. lachen **21** BESITZER **23** Jack and ILL: englischer Kinderreim **26** NETT: Am 13. November ist der Weltnettigkeitstag. **27** ELASTISCH **28** GENIERLICH **29** EDO: früherer Name von Tokio

Senkrecht — **1** SCHIESSEN: Anagramm von «Essnische» **2** QUINTETTE **3** WOREIN **4** Hugh HEFNER: Gründer des Männermagazins «Playboy» **5** SCHWAENE **6** HEPATITIS: Leberentzündung **7** LES: franz. die und sie **8** FAVORIT **9** FUESILIER **10** LETTE(r) **12** TOELZER: Ottfried Fischer spielte den Bullen von Tölz. **13** HAPTISCH **17** REELLE Zahlen **22** RAI: aus der Sitcom «Alle lieben Raymond» **24** LSD: von Albert Hofmann entdecktes Halluzinogen **25** ICON

Lösungswort — **LOCHFRASS**

EMS

WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien



FIRNSCHNEE-VERGNÜGEN IN SAMNAUN BIS 2. MAI 2021



RELAIS & CHATEAUX

★★★★ SUPERIOR CHASA MONTANA HOTEL & SPA

SKI & SPA ANGEBOT

Top Angebot für Skifahrer: 2 Nächte mit Halbpension, 2-Tages-Skipass, CHF 50.- Gutscheine für den SPA-Bereich & Kostenfreies Upgrade bei Verfügbarkeit!

Ab CHF 509,- p. P. im Doppelzimmer

SKI, SHOPPING & SPA ANGEBOT

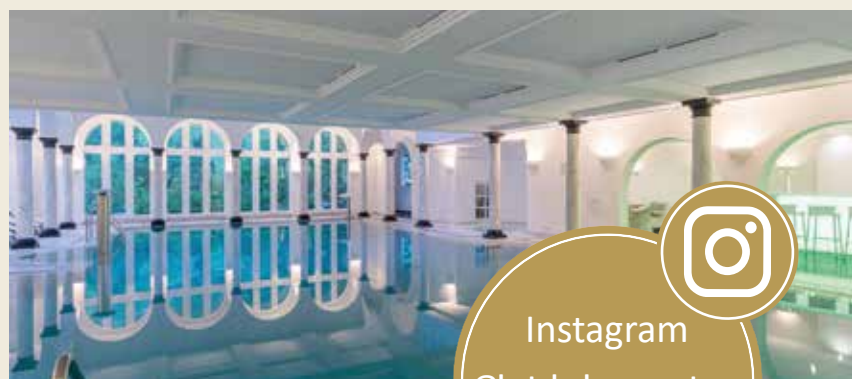
Verbinden Sie Skispass, Wellness-Genuss und Zollfrei Shopping in den ZEGG Geschäften! 4 Nächte mit Halbpension, 3 Tage Skipass, Shopping-Gutschein im Wert von CHF 50.- pro Person für die zollfrei ZEGG Geschäfte und 1 Ganzkörpermassage oder 1 Pediküre pro Person.

Ab CHF 1'018,- p. P. im Doppelzimmer

Preise gültig für Buchungen zwischen Sonntag und Freitag in der Nachsaison

WINTER DELUXE: Eingebettet in der Silvretta Arena Samnaun-Ischgl öffnet das familiäre Relais & Châteaux Chasa Montana im Engadiner Stil die Tür zu einem schneesicheren Skiparadies. Neben dem 5 - 6 Gang Halbpensionswahlmenü verwöhnen drei À-la-carte-Restaurants mit Spezialitäten von der italienischen Küche über das Gourmet-Stübli (16 Punkte Gault&Millau, 1 Michelin-Stern) bis hin zum Fondue- & Raclette-Stübli – gekrönt von über 1.400 verschiedenen Weinsorten.

Der 1.500 m2 große Montana Spa mit römischem Hallenbad, Saunalandchaft, Außen-Solepool, Fitnesscenter und Beauty- und Massagecenter bietet Wellness vom Feinsten. Für Damen ist ein exklusiver Lady Saunabereich reserviert. Die Zollfrei Geschäfte von ZEGG bieten ein umfangreiches Angebot an Top-Marken!



Instagram

@hotel_chasamontana
#hotelchasamontana

ZEGG.CH
HOTELS & STORES

www.hotelchasamontana.ch